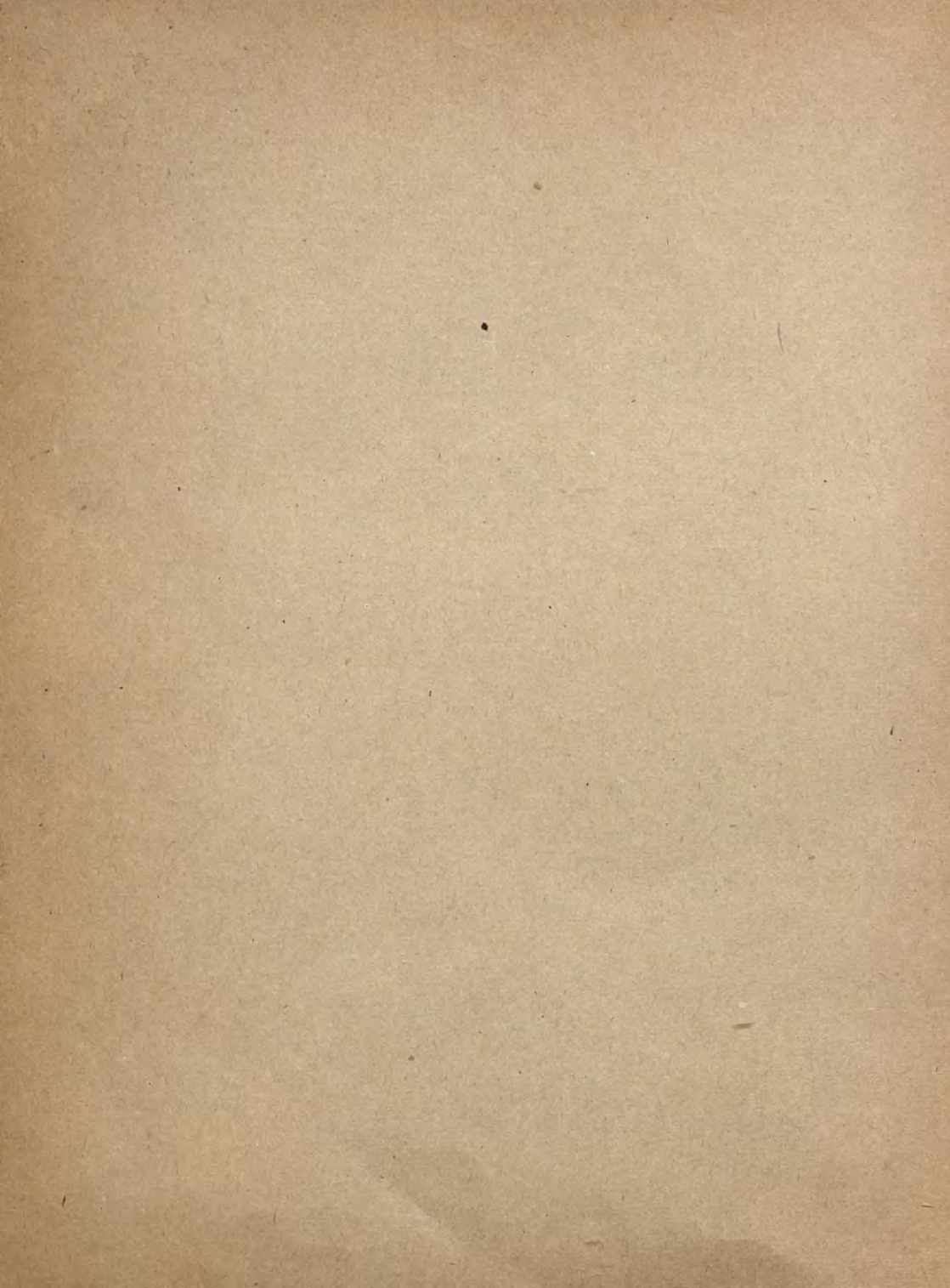
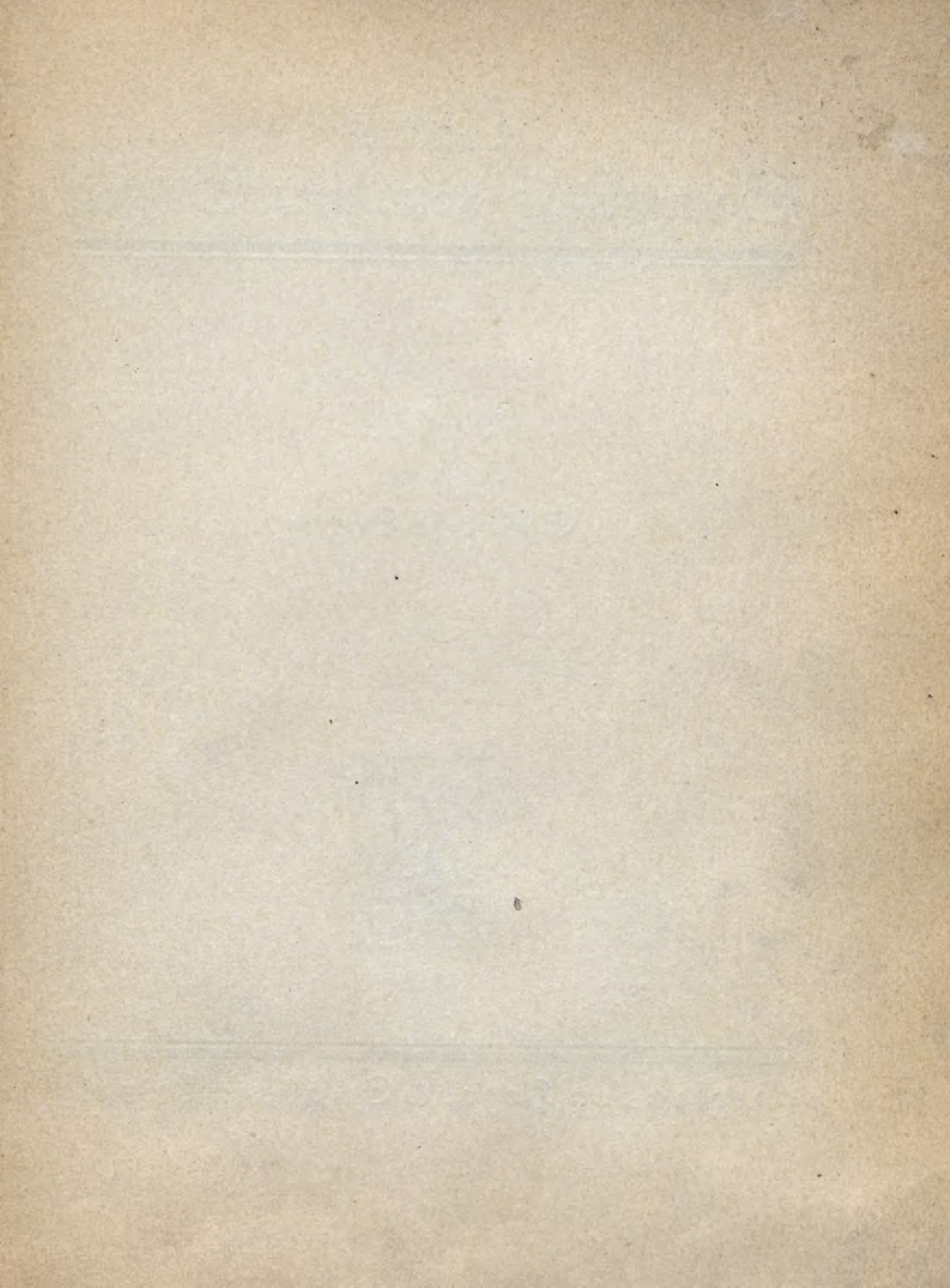




4568 | 85

500, —





Dürr's Sammlung deutscher Sagen

Band 23

Schlesische Sagen



Verlag von Hegel & Schade in Leipzig

Obenk. do 11 50918
K

Schlesische Sagen

Ausgewählt und
bearbeitet von

Oskar Kobel
Kobel

Original-Holzschnitte
von

Bodo Zimmermann



Stadtbücherei Halle
Nebenstelle 1 Wett

Verlag von Hegel & Schade in Leipzig

[1931]

W 843

SL 9c 2



7

175

556691 II

W-85 | 4388
18. VI 500



106: 43

Schettlerdruck, Rötzen (Anhalt)

3.80 RM

Inhaltsverzeichnis.

I. Sagen aus Breslau.

	Seite
1. Wie das „Sommerfingen“ in Schlessen aufkam	9
2. Die Hahnenkrähe	11
3. Der Glockenguß zu Breslau	14
4. Vom steinernen Kopf auf dem Domturme zu Breslau	16
5. Der Jungferensee bei Breslau	17
6. Der Doppelgänger	19

II. Sagen aus Niederschlessen.

7. Die dreiste Magd hat viel gewagt	20
8. Wie Breslau vor dem Ansturm der Tataren gerettet wurde	21
9. Der Tataren Rachezug	23
10. Das Ohrenfest zu Wahlstatt	24
11. Der Fürst vom Mongolenlande am Koischwitzer See	25
12. Die Rabendocken bei Goldberg	26
13. Der schwarze Christoph	27
14. Die verfluchten Stiefel	28
15. Die Gründung des Klosters Trebnitz	29
16. Herzog Hans I. von Sagan und der Abt	30
17. Der arme Sünder zu Sprottau	31
18. Winziger Wein	32
19. Die zwei Lilien am Wunzenteiche	33
20. Der schwarze Hund in Görlitz	38
21. Die große Linde auf dem Nikolaitkirchhofe zu Görlitz	39
22. Der Nachtschmied in Görlitz	40
23. Die Wallfahrtskirche zu Hochkirch und ihr Marienbild	43
24. Der Wettstein bei Marklissa und der Teufelsstein bei Sagan	46

III. Sagen aus Oberschlessen.

25. Das schlafende Heer der heiligen Hedwig	47
26. Der Berggeist und das Mäuschen	48
27. Vom habgierigen Wöttchermeister bei Oppeln	51
28. Vom Hostienshänder bei Gleiwitz	52
29. Die Weiber von Gleiwitz	55
30. Wie die Schlessier zu ihrem Streufeldkuchen kamen	56



	Seite
31. Der Kobold und die Holzfäller	58
32. Die verschwundene Glocke zu Pawonkau	59
33. Die Schwedenschanze bei Jülz	61
34. Das versunkene Schloß in den „Erlen“ bei Oberglogau	63
35. Der Feuermann von Panewnik	66
36. Der Wassermann bei Königlich Neudorf	67

IV. Sagen aus dem schlesischen Gebirge.

a) Riesengebirge.

37. Runigunde vom Rynast	68
38. Gotsche Schöff und der Greif	70
39. Das Männlein am Kobelsberge	73
40. Die Abendburg	74
41. Von den schägesuchenden Walen	75
42. Wie Rübezahl zu seinem Namen kam	77
43. Rübezahl und der Arzt	82
44. Rübezahl und der Schäfer	84
45. Aus dem schlesischen Gebirge	84
46. Rübezahl und der Eierhändler	89
47. Rübezahl und der Lautenspieler	90
48. Rübezahl und die gute Mutter	91
49. Rübezahl als Wettermacher	94
50. Die zwei Stöcke	96
51. Wassermanns Freite	98
52. Der schwarze Kluge	99

b) Waldenburger Gebirge.

53. Der treue Hund	100
54. Der Zwerg als Freiersmann	102
55. Der Lindwurm im Keller zu Schweidnitz	103
56. Die Sage vom Schweidnitzer Rats Herrn	104

c) Glaser Gebirge.

57. Der Otternkönig an der Heuschauer	107
58. Der Teufelsaal im Neuroder Schlosse	108
59. Der Löwe zu Glas mit den zwei Schwänzen	113
60. Vom ewigen Juden	114
61. Der General im Eulengebirge	117
62. Der Wettlauf mit dem Teufel von Schlegel bis Albendorf	119

	Seite
63. Die Siebenschläfer	120
64. Die Hirtensteine	121
65. Der Teufel läßt sich nicht narren	123
d) Altvatergebirge.	
66. Die Pestlinde in Nowag	124
67. Der Teufel als Erbauer der Kirche von Einsiedel	125
68. Der Untergang der „Hunstadt“ im Moosbruch bei Reihwiesen	126
e) Zobtengebirge.	
69. Jungfrau, Fisch und Bär	127
70. Auswanderung der Herrlein vom Zobten	131
71. Die Geister des Zobtenberges	133
72. Der goldne Ziegel	136

Benutzte Quellen.

Kühnau, Sagen aus Schlessen.
 Neukert, Schlessische Sagen.
 Hydel, Schlessischer Sagenborn.
 Clemen, Schlessisches Sagenbüchlein.
 Philo vom Walde, Schlessen in Sage und Brauch.
 Musäus, Rübezahl, der Geist des Riesengebirges.
 Haupt, Sagenbuch der Lausitz.
 Klose, Führer durch die Sagen- und Märchenwelt der Grafschaft Glatz.
 Cogho, Volksagen des Riesengebirges.
 Goedsche, Schlessischer Sagen-, Historien- und Legendenschatz.
 Büsching, Sagen und Geschichten aus dem Schlesiertale.
 Grabinsky, Die Sagen, der Aberglaube und abergläubische Sitten in Schlessen.
 Patzschowski, Sagen des Kreises Landeshut.
 Grimm, Deutsche Sagen.
 Knötel, Oberschlessische Sagen.
 Müller-Rüdersdorf, Der Nachtfäger und andre Geister des Isergebirges.
 Ruffert, Sagen des Landkreises Neisse.
 Friß, Denkwürdigkeiten von Glogau.
 Schlessische Provinzialblätter.
 Schlessische Heimatblätter.
 Nimptscher Sagenbüchlein.
 Hohaus, in Glatzer Vierteljahrschrift.
 Frägener, Sagen aus Stadt und Kreis Brieg.

Ortsverzeichnis

Abendburg	74	Liegenitz	25, 27
Agnetendorf	75	Lissa	12
Albendorf	119	Mariental	79
Alzenau	28	Marklissa	46
Annaberg	63	Mittelsleine, Schloß	110
Ballenstein, Burg	116	Moosbruch	126
Breitenhain	100	Neiße	56, 124
Breslau 11, 14, 16, 19, 21		Neudorf	67
Brieg	20	Neurode, Schloß	108
Bunzlau	28	Neumarkt	23
Deutſch-Liſſa	12	Nieder-Alzenau	27
Dorfbach	118	Niederlausitz	33
Einſiedel	125	Nowag	124
Eulengebirge	117	Oberglogau	63
Falkenberg	118	Oder 17, 78	
Freystadt	46	Oypeln	51
Glaſ 113, 120, 123		Panewnit	66
Glaſ, Graſſchaft	110	Paſſendorf	107
Gleiwitz 52, 55		Pawonſau	59
Glogau	43	Pförden	33
Gneſen	9	Poſen	12
Goldberg	26	Rantau	136
Görlitz 38, 40		Ratibor	82
Görtelsdorf	102	Reichwiefen	126
Gräbitz	43	Rieſengebirge	70 ff.
Greifenſtein	72	Notwaltersdorf	117
Gröbzigberg	27	Sagan 30, 46	
Grudſchütz	67	Schlegel	119
Gurſchdorf	73	Schmiedeberg	82
Habelſchwerdt 116, 121		Schneekoppe	94
Hainwald b. Goldberg	27	Schönburg	133
Hochkirch	43	Schönwald	47
Hohe Eule	118	Schreiberhan	74
Hunſtadt	126	Schwedenberg b. Zülz	61
Jungfernſee	17	Schweidnitz 100, 103, 133	
Kieſlingswalde	121	Seiſitz, Probſtei	43
Kobelsberg	73	Sprottau	31
Koiſchwiſer See	25	Sternburg b. Bunzlau	28
Königlich Neudorf	67	Tarnowitz	48
Kottwitz	17	Trebnitz, Kloſter	29
Kreuzburg b. Breslau	22	Wahlſtadt 24, 47	
Kynaſt	68	Weißritztal	100
Kynsburg	101	Wolfsberg	119
Landeshut	99	Wunſenteich b. Pförden	33
Lauban	28	Zobten 127, 131, 133	
Leutmannsdorf	102	Zülz	61



Wie das „Sommerfingen“ in Schlesien aufkam.

icislaus, der Sohn des Herzogs von Schlesien und Polen, war bis zu seinem siebenten Lebensjahre blind gewesen, dann aber, als man ihm nach damaliger Sitte zum ersten Male das Haupthaar abschnitt, wieder sehend geworden. Als er zum Jünglinge herangereift war, erhob er seine Augen zu Dombrowka, der Tochter des Königs von Böhmen. Sie aber war Christin, während Micislaus noch Heide war. Sicher hätte die schöne Böhmin nie einen Heiden geheiratet. Darum rieten viele in Gnesen wohnende Freunde, die bereits Christen geworden waren, dem Sohne ihres Herzogs, auch zum Christentume überzutreten. Dann werde Dombrowka bestimmt seiner Werbung freundlich zustimmen, und seine Ehe werde vom Glück begünstigt sein.

Dem jungen Prinzen leuchtete das ein. Er vermählte sich am Sonntag Lätare, dem 16. März des Jahres 965, mit der geliebten Braut und trat gleichzeitig zum Christentume über.

Als er die Herrschaft über sein Reich angetreten hatte, befahl er seinen Untertanen, gleichfalls Christen zu werden und sofort alle Götzenbilder mit Schimpf und Spott zum Tore hinauszuschleppen und in die Sümpfe zu versenken. Auch gab er den Befehl, alle Jahre an diesem Sonntage Lätare Puppen, die ihre alten Götzen darstellen

sollten, hinauszutragen und so in ihnen den Tod des Heidentums zu vertreiben. So trug man am Sonntag Lätare die Götzenpuppen hinaus und sang dazu Lieder, die den Sinn der Handlung wiedergeben sollten. Eines dieser Lieder lautet:

Woas troan mir, woas troan mir,
A lebendiga Tud begroaba wir,
Wir begroaba ihn under die Tunne,
Doaß scheint die liebe Sunne.

Dieser Brauch hat sich bis heute, namentlich in den nieder-schlesischen Gauen erhalten. In dem Tode, den man hinaustreibt, glaubt man auch den Wintertod zu Grabe zu tragen. Und so verkündet der Sonntag Lätare für das wintermüde, nunmehr hoffnungsfreudig gewordene Volk sozusagen den Beginn der wärmeren Zeit. Darum nennt man den Sonntag Lätare auch den Sommer-sonntag und den Brauch, an diesem Tage mit geschmückten „Sommerbäumen“ frohe Umzüge zu veranstalten, wobei ernste und scherzhafte Lieder gesungen werden, das Sommersingen. Eines dieser Lieder sei hier angeführt:

Den Winter haben wir hinausgetrieben,
Den lieben Sommer bringen wir wieder,
Den Sommer oder Maien,
An Blümlein vielerleien,
An Blümlein vieler Zweigelein;
Der liebe Gott wird bei uns sein,
Er wird auch bei uns wohnen,
Dort oben in den Kronen,
Dort oben in der Seligkeit,
Da ist der Frau der Stuhl bereit,

Dort oben soll sie sitzen,
Sie wart't auf Jesum Christen.
Ein Schock, zwei Schock,
Hundert Taler Vorrat!



Die Hahnenkrähe.

In Breslau arbeitete ein Stellmacher-
geselle. Er war ein braver und fleißiger
Handwerker und hätte gern einen eignen
Hausstand gegründet, wenn er nicht zu
arm gewesen wäre. Seine in Deutsch-
Lissa wohnende Braut liebte ihn aus ganzer Seele. Sie hatte ihm
einen Ring verehrt und zugleich das Versprechen gegeben, ihm so
lange treu zu bleiben, als der Ring halte. Im Vertrauen auf dieses
Gelöbniß seiner geliebten Braut ging er in die Fremde, dort Geld
und Gut zu gewinnen, um seine Braut an den Traualtar führen
zu können.

Auf seiner Wanderung geriet er aber leider in russische Ge-
fangenschaft und wurde nach Sibirien verschleppt. Hier mußte er in
Bergwerken arbeiten. Zwanzig Jahre war er schon in Sibirien,
und noch bestand keine Aussicht für ihn, aus der Gefangenschaft zu
entkommen. Nur der Glaube an die Treue seiner Braut hielt ihn
aufrecht.

Da zerbrach sein Ring. Voll Trauer darob wollte er schier ver-

zweifeln. In diesem seinem trostlosen Zustande erschien ihm ein Geist. Der verriet ihm, daß seine Braut am nächsten Tage Hochzeit halten werde.

Seine verzweifelte Stimmung hatte den höchsten Grad erreicht. Da beschloß er, sich dem Teufel zu verschreiben.

Der Teufel erschien und sagte: „Da bin ich. Was willst du von mir?“ „Du sollst meine Seele haben“, rief er ihm entgegen, „wenn du mich bis zum ersten Hahenschrei morgen früh bis an meinen Heimatsort Lissa bringst.“

Der Teufel willigte ein, nahm ihn unter seinen Mantel und flog mit ihm der Heimat entgegen. Als sie eine kurze Strecke hinter Breslau waren, hörten sie den ersten Hahnenruf. Ergrimmt darob, daß sein Pakt mit dem Stellmachergefallen zuschanden ward, ließ ihn der Teufel fallen.

Der Stellmacher eilte sofort nach Lissa in die Kirche und sah dort das Brautpaar zum Altare schreiten. Am goldenen Ringe erkannte ihn seine Braut. Sie verließ sofort ihren zweiten Bräutigam, warf sich dem totgeglaubten Bräutigam in die Arme und ließ sich ihm vermählen.

Der glückliche Ehemann wurde bald ein ehrenwerter Meister, der weit und breit beliebt war.

In dankbarer Erinnerung an seine Befreiung ließ er an der Stelle, wo der Hahn gekräht hatte, eine etwa vier Meter hohe achtförmige Steinpyramide mit tabernakelartigem Aufbau errichten und an den vier Seiten des letzteren den gekreuzigten Heiland, einen Reiter, ein lateinisches „W“ und einen Hahn einmeißeln. Dieses Mal ist noch heute dort zu sehen, wo die Berliner Kunststraße den Damm der Eisenbahnstrecke nach Posen schneidet.



Der Glockenguß zu Breslau.

War einst ein Glockengießer
Zu Breslau in der Stadt,
Ein ehrenwerter Meister,
Gewandt in Rat und Tat.

Er hatte schon gegossen
Viel Glocken, gelb und weiß,
Für Kirchen und Kapellen
Zu Gottes Lob und Preis.

Und seine Glocken klangen
So voll, so hell, so rein;
Er goß auch Lieb' und Glauben
Mit in die Form hinein.

Doch aller Glocken Krone,
Die er gegossen hat,
Das ist die Sünderglocke
Zu Breslau in der Stadt.

Im Magdalenenturme,
Da hängt das Meisterstück,
Rief schon manch starres Herze
Zu seinem Gott zurück.

Wie hat der gute Meister
So treu das Werk bedacht;
Wie hat er seine Hände
Gerührt bei Tag und Nacht!

Und als die Stund' gekommen,
Daß alles fertig war,
— Die Form ist eingemauert,
Die Speise gut und gar —

Da ruft er seinen Buben
Zur Feuerwacht herein:
„Ich laß auf kurze Weile
Beim Kessel dich allein;

Will mich mit einem Trunke
Noch stärken zu dem Guß;
Das gibt der zähen Speise
Erst einen vollen Fluß.

Doch hüte dich und rühre
Den Hahn mir nimmer an;
Sonst wär' es um dein Leben,
Fürwiktiger, getan!“

Der Bube steht am Kessel,
Schaut in die Glut hinein;
Das wogt und wallt und wirbelt
Und will entfesselt sein,

Und zischt ihm in die Ohren
Und zuckt ihm durch den Sinn
Und zieht an allen Fingern
Ihn nach dem Hahne hin.

Er fühlt ihn in den Händen;
Er hat ihn umgedreht —
Da wird ihm angst und bange;
Er weiß nicht, was er tät,

Und läuft hinaus zum Meister,
Die Schuld ihm zu gestehn,
Will seine Knie umfassen
Und ihn um Gnade flehn.

Doch wie der nur vernommen
Des Knaben erstes Wort,
Da reißt die kluge Rechte
Der jähe Zorn ihm fort.

Er stößt sein scharfes Messer
Dem Buben in die Brust;
Dann stürzt er nach dem Kessel,
Sein selber nicht bewußt.

Vielleicht, daß er noch retten,
Den Strom noch hemmen kann —
Doch steh, der Guß ist fertig;
Es fehlt kein Tropfen dran.

Da eilt er abzuräumen
Und sieht und will's nicht sehn —
Ganz ohne Fleck und Makel
Die Glocke vor sich stehn.

Der Knabe liegt am Boden;
Er schaut sein Werk nicht mehr.
Ach Meister, wilder Meister,
Du stiehest gar zu sehr!

Er stellt sich dem Gerichte,
Er klagt sich selber an.
Es tut den Richtern wehe
Wohl um den wackern Mann.

Doch kann ihn keiner retten,
Und Blut will wieder Blut;
Er hört sein Todesurteil
Mit unbeugtem Mut.

Und als der Tag gekommen,
Da man ihn führt hinaus,
Da wird ihm angeboten
Der letzte Gnadenschmaus.

„Ich dank euch“, spricht der Mei-
Ihr Herren, lieb und wert; [ster,
Doch eine andre Gabe
Mein Herz von euch begehrt:

Laßt mich nur einmal hören
Der neuen Glocke Klang!
Ich hab' sie ja bereitet;
Möcht' wissen, ob's gelang.“

Die Bitte ward gewähret,
Sie schien den Herrn gering;
Die Glocke ward geläutet,
Als er zum Tode ging.

Hat auch geneigt den Nacken
Zum Streich voll Zuversicht;
Und was der Tod versprochen,
Das bricht das Leben nicht.

Der Meister hört' sie klingen
So voll, so hell, so rein;
Die Augen geh'n ihm über,
Es muß vor Freude sein.

Das ist der Glocken Krone,
Die er gegossen hat,
Die Magdalenglocke
Zu Breslau in der Stadt.

Und seine Blicke leuchten,
Als wären sie verklärt;
Er hat in ihrem Klange
Wohl mehr als Klang gehört.

Die ward zur Sünderglocke
Seit jenem Tag geweiht;
Weiß nicht, ob's anders worden
In dieser neuen Zeit.

Wilhelm Müller.



Dom steinernen Kopf auf dem Domturm zu Breslau.

in Goldschmiedegesell hatte um die Hand der Tochter seines Meisters angehalten, war aber abgewiesen worden. Aus Verzweiflung darüber wurde er Wege-
lagerer und Räuber. Als solcher hatte er Glück. Er entging stets den Häschern und kehrte nach längerer Zeit, reich beladen mit Schätzen, in seine Heimat zurück. Hier be-

gehrte er aufs neue die Hand des schönen Töchterleins des Goldschmiedes. Wieder ward sie ihm verweigert.

Wutschnaubend ging er zu seinem Verwandten, dem Turmwächter am Dom. Bei Nacht aber schlich er unbemerkt bis zum Hause des Goldschmieds, zündete es an und kehrte zum Turmwächter zurück.

Neugierig schaute er von dem hohen Turme durch einen engen Spalt nach dem Brande. Je höher er stieg, um so größere Freude empfand er. Aber plötzlich ward ihm ganz eigen zumute. Sein Kopf schien zu schwellen. Und richtig! Wie er versuchte, ihn wieder zurückzuziehen, gelang es ihm nicht. Wie sehr er auch um Hilfe schrie, niemand kam, ihn zu retten, da ja das Feuer, das er entflammt hatte, die Aufmerksamkeit der ganzen Stadt gebannt hielt. Und er starb den elenden Erstickungstod.

So erhielt der Wegelagerer und Brandstifter seinen verdienten Lohn.



Der Jungfernsee bei Breslau.

Der Jungfernsee liegt bei dem Dorfe Kottwitz unfern Breslau am linken Ufer der Oder. Wegen seiner mannigfachen Reize wird er viel von Breslauern aufgesucht, die sich gern an seinen waldigen Ufern ergehen. In der Mitte des weitausgedehnten Sees befindet sich etwas wie eine kleine Insel aus Schilf. An ihr zu landen, ist nicht

möglich, weil kein fester Grund zu finden ist, worauf der Fuß ruhen könnte.

Wie dieser Jungfernsee zu seinem Namen gekommen ist, berichtet eine alte Sage. Sie erzählt von drei schönen Jungfrauen, die sich, ihre Schönheit zu erhöhen, gern schmückten. Aber sie glaubten, den lieben Gott nicht nötig zu haben, waren sie doch viel von jungen Liebhabern umworben. In die Kirche gingen sie selten oder gar nicht; denn sie hielten die Zeit, die sie in der Kirche zubrachten, für verloren. Nur dem Vergnügen huldigten sie. Namentlich der Tanzleidenschaft ergaben sie sich mit ungebändigter Gier.

Eines Tages wurden sie von ihren Eltern aufgefordert, zum Gottesdienste zu gehen. Um dem beständigen Drängen der Eltern zu entgehen, zogen sie ihre Feiertagskleider an und versicherten, in die Kirche gehen zu wollen.

Aber sie suchten nicht die Kirche auf, sondern begaben sich auf die Wiese zum Tanze, wohin sie ihre Verehrer bestellt hatten.

Wie sie so ungebündelt tanzten und sich in feurigem Wirbel drehten, öffnete sich auf einmal die Erde unter ihnen, Wasser quoll hervor und zog die Tanzenden in ihr nasses Grab. Seitdem ward nichts mehr von den Jungfrauen gesehen.

An der Stelle, wo sie im Wasser versanken, wuchsen gewaltige Schilfpflanzen aus der Tiefe hervor, ihr Grab zu decken. Wenn es jemand vermöchte, diese Schilfpflanzen mit der Wurzel aus ihrem feuchten Grunde zu reißen, dann könnte er die Jungfrauen von ihren Qualen im Jenseits befreien.

★



Der Doppelgänger.

in Breslauer Arzt hatte einst ein merkwürdiges Erlebnis. Am späten Abende kam er von seinen Krankenbesuchen nach Hause. Da sah er, wie ihm gegenüber auf der Straße ein Mensch schritt, der ihm vollständig glich; denselben Hut und Mantel trug er und hielt auch mit ihm stets gleichen Schritt. Was er auch tat, alles äffte er ihm nach. So kamen sie bis zur Wohnung des Arztes. Die Gestalt ging auf die Haustür zu, schloß sie auf und wieder zu und stieg, nach dem Geräusche zu urteilen, die Treppe hinauf. Oben angekommen, zündete sie Licht an. Der Arzt aber ging nicht in das Haus, sondern kletterte auf einen Baum, der gegenüber dem Fenster stand und sah, wie seine Wirtin ins Zimmer trat, mit der Gestalt unbefangen plauderte, das Abendbrot auftrug und wie jener endlich sich zu Bett begab und das Licht auslöschte.

Jetzt rannte der Arzt zu einem nahewohnenden Freunde, erzählte ihm alles und blieb über Nacht bei ihm. Am folgenden Morgen klopfte es bei diesem Freunde. Die Wirtin des Arztes erschien und jammerte: „Um Gottes Willen, denken Sie doch, der Doktor ist erschlagen. Die Decke ist in der Nacht heruntergebrochen und auf das Bett gefallen!“ Sie glaubte allen Versicherungen des Freundes nicht und sagte: „Ich habe ihn doch noch gestern abend gesprochen!“ Endlich erschien der Totgegläubte, und nun ging man in seine Wohnung, um den Fall aufzuklären. Besonders forschte man danach,

wer der Mann gewesen sein mochte, der sich gestern abend in des Doktors Gestalt schlafen gelegt hatte. Man räumte die Trümmer der Decke fort und fand — ein leeres Bett.



Die dreiste Magd hat viel gewagt.

Im Marktplatz zu Brieg befand sich am Beginn des 19. Jahrhunderts ein Haus, über dessen Haustür ein Gemälde war, das eine Magd auf einem Schimmel sitzend darstellt, die vom Galgen nach der Stadt flieht, darunter die obigen Worte als Unterschrift. Die Veranlassung zu diesem Bilde gab folgender Vorfall:

Im Anfange des 17. Jahrhunderts war dieses Haus eine Weinschenke. Eines Abends unterhielt sich eine größere Anzahl von Gästen über allerlei Spuk und Gespenster. Die Magd des Hauses aber erklärte, sie fürchte sich nicht vor solchen Dingen. Da gab ihr der Scharfrichter den Schlüssel zum Galgen, sie solle seine dort vergessenen Handschuhe holen, sonst sei sie eine Prahlerin.

Sie machte sich sofort auf den Weg und erreichte den Galgen um Mitternacht. Sie fand zu ihrer Überraschung die Tür des Galgens schon geöffnet. Aber gleichwohl schritt sie hinein und fand des Scharfrichters Handschuhe. Dabei entdeckte sie mancherlei Gegenstände, die auf die Anwesenheit einer Räuberbande schließen ließen, aber sie sah keinen Menschen.

Beim Hinaustreten fand sie einen reichbeladenen Schimmel, der

vorher nicht dagewesen war. Rasch schwang sie sich auf seinen Rücken und trabte, so schnell sie konnte, dem Stadttore zu. Aber nur einige hundert Schritte weit war sie gekommen, als sie sich verfolgt fühlte. Todesangst ergriff sie; denn der Verfolger war dicht hinter ihr her. Dennoch gelang es ihr, das Thor zu erreichen.

Einige Tage darauf — es war gerade Sonntag, und alle Leute waren in der Kirche — traten zwei vornehm gekleidete Herren in die Schenke, wo das Mädchen allein war. Sie verlangten Wein. Von einer dunklen Ahnung ergriffen, daß dies die Räuber seien, stieg sie in den Keller hinab. Plötzlich hörte sie Fußtritte hinter sich. „Halt, Kanaille!“ rief eine Stimme. Rasch blies sie das Licht aus und wußte in dem ihr wohlbekannten Keller den Ausgang zu finden, ehe die beiden Verfolger sich zurechtfinden. Sie warf die Thür zu, verammelte sie und erstattete sogleich Anzeige bei der Obrigkeit. Die Räuber wurden festgenommen und genötigt, ihre Mitschuldigen anzugeben. Die ganze Bande wurde hingerichtet.



Wie Breslau vor dem Ansturm der Tataren gerettet wurde.

Im Jahre 1241 kamen die wilden Horden der Tataren nach Schlessien. Sie richteten fürchterliches Unheil an; sie raubten, plünderten, sengten, mordeten. Kein Wunder darum, daß sich der Bewohner Schlesiens eine große Angst bemächtigte, und daß sie sich in die Wälder flüchteten, sobald sie hörten, daß die grausamen, mord-

und raublustigen Scharen sich ihren Ansiedlungen näherten. Auch bis Breslau drangen die wilden Völkerschaften der Tataren vor. Hier ließen sie sich vor den Thoren der Stadt nieder und wandten alle Künste an, sich der Stadt zu bemächtigen. Die Bürger Breslaus fürchteten das Schlimmste. Da verließen sie auf den Rath des Dominikanerpaters Eseslaus die Stadt und verschanzten sich auf der festen Kreuzburg. Die Oberbrücke brachen sie hinter sich ab.

Die Tataren folgten ihnen auf dem Fuße und gelangten bis an die Oder. Der Fürst der Tataren forderte nun die Bürgerschaft auf, sich zu ergeben. Aber, ermutigt durch die Predigten des Paters Eseslaus, gaben sie seiner Aufforderung nicht nach und leisteten heldenmüthigen Widerstand.

Da schwur der Tatarenfürst, daß er keines Bürgers Leben schonen werde, und gab den Befehl, den Fluß zu durchschwimmen. Aber die Tataren kamen nicht weit. Denn jenseits der Stadt stand Eseslaus, ermutigte die verängstigten Bürger, auszuhalten und auf Gott zu vertrauen, und forderte sie schließlich auf, sich auf die Knie niederzuwerfen und den allmächtigen Gott um Hilfe in der Noth anzuflehen. Und siehe, wie der Hilferuf gen Himmel drang, öffnete sich der Himmel, es regnete Feuer hernieder, und die Tataren mußten, entsezt ob dieser furchtbaren Erscheinung, umkehren und waren froh, als sie die rauchenden Trümmer der brennenden Stadt hinter sich hatten. Einige der Tataren aber waren von diesem seltsamen Ereignis so erschüttert, daß sie sich heimlich taufen ließen.

In der ältesten Kirche der Stadt Breslau, der St. Martinskirche, ist diese wunderbare Errettung der Breslauer aus der Gewalt der Tataren auf einem Gemälde dargestellt.

Der Tataren Kachezug.

Was wollt ihr aber hören,
Was wollt ihr, daß ich sing'?
Von der Tatarprinzessin schön,
Wie's der zu Neumarkt ging.

Nach Breslau in Schlessien
Eine große Reise sie macht';
Nach Neumarkt kam sie gefahren
Und blieb allda zur Nacht.

Da sprach der Wirt zum andern:
„Eine Heidin wohnt bei mir.
Sie hat viel Gold und Edelstein;
Die laß ich nicht von hier.

Gute Nacht, Prinzessin, schöne,
Ihr lebt nicht bis zum Tag!“
— Und wandte sich behende,
Gab ihr den Todesschlag.

Und all ihr Hofgesinde
In tiefem Schlaf er fand,
Und würgte sie groß und kleine
Mit seiner eignen Hand.

Mit seinen eignen Händen
Begrub er allzumal
Gar tief im kalten Keller,
Ihr Geld und Gut er stahl.

Er zeigte drauf den andern
Seine Hand von Blut so rot,
Von Gold und Edelsteinen
Die Hälfte er ihnen bot.

Die nahmen sie so gerne
Und schwiegen von der Tat.
Doch was nicht früh wird gerächet,
Das straft der Himmel spät.

Der Tatarfürst, der hörte:
Zu Neumarkt ist Euer Kind
Gemordet und beraubt arg;
Den Körper man noch find't.

Da rief er seinen Haufen:
„Auf, nehmet Speiß und Schwert!
Nach Schlessien wollen wir ziehen,
Es ist des Ziehens wert!“

So kamen sie in Scharen
 Ins ganze Schlesierland
 Und sengten, brannten und stahlen;
 Der Welt ist's wohlbekannt.

Der Fürstin Tod zu rächen,
 Bei Wahlstatt ging es trüb',
 Zu Ehren der Heidenprinzessin
 Ein christlicher Herzog blieb.

So ward am Land gerächet,
 Was Neumarkt hat getan. —
 Herr, Gott, mich selbst regiere,
 Fang ich allein was an!

Volkslieb.



Das Ohrenfest zu Wahlstatt. ✕

enn am Sonntag nach dem 9. April die Scharen nach Wahlstatt eilen, dort den Kriegssonntag zu feiern, erwarten sie, daß ihnen neun Säcke mit den abgeschnittenen Ohren der einst in Gefangenschaft geratenen Christen gezeigt werden. Diese Erwartung gründet sich auf folgende Sage:

Als am 9. April des Jahres 1241 auf der Ebene bei Wahlstatt die Mongolenschlacht geschlagen ward, in der Herzog Heinrich II., der Sohn der heiligen Hedwig, fiel, gebärdeten sich die Hunnen als ein äußerst grausames Volk und schnitten allen Christen, die das Unglück hatten, in ihre Gefangenschaft zu geraten, die Ohren ab. Diese steckten sie sodann in große Säcke. Neun solcher Säcke füllten

sie damit. Diese neun Säcke beabsichtigten sie, dem Khan Batu, ihrem Oberbefehlshaber, zu senden, damit er sich von ihrer Tapferkeit überzeugen könne und eine Ahnung von der großen Niederlage bekäme, die sie den Christen beigebracht hatten. Diese neun Säcke sollen jedoch den Oberherrscher nicht erreicht haben. Darum müssen sie noch in Wahlstatt zu finden sein.



Der Fürst vom Mongolenlande am Koischwiger See.

ach der für sie wohl siegreichen, doch auch blutigen Schlacht, die ihnen viele Opfer abgefordert hatte, zogen die Mongolen nach dem Liegnitzer Pfaffenschlosse, belagerten es und wollten es zur Übergabe zwingen. Aber all ihre Anstrengungen scheiterten an der Tapferkeit der Belagerten. Es gelang ihnen nicht, das Schloß zu erobern. Als sie nach großen Verlusten an Menschenleben das Vergebliche ihres Bemühens einsahen, zogen sie in der Richtung über Koischwik, bei welchem Orte ein See liegt, ab. In den See warfen sie wutentbrannt das Haupt Herzog Heinrichs II., das sie auf einer Stange ihren Heerhaufen vorangetragen und höhrend den Verteidigern des Liegnitzer Schlosses gezeigt hatten. Doch soll das Haupt dort unten im See nicht dauernd liegen. Dereinst wird ja ein großer morgenländischer Fürst mit großer Heeresmacht nach Schlesien kommen, und die Kasse der Mannen werden das Wasser des Sees austrinken.

Dann wird das unversehrte Haupt des bei Wahlstatt gefallenen Sohnes der heiligen Hedwig unversehrt wieder zum Vorschein kommen.



Die Rabendocken bei Goldberg.

Or alter Zeit stand in der Nähe von Goldberg, dort wo die Felsgruppe der Rabendocken drohend ins Land blickt, eine Burg. Der Besitzer derselben war ein böser, gottverlassener Mann, dessen Gedanken nur auf Raub und Mord gerichtet waren. Oft schaute er von dem hohen Wartturm ins Land hinaus, um zu erspähen, wo sich eine passende Gelegenheit fände, sein grausam Handwerk auszuüben. Dadurch erregte er den Grimm eines gewaltigen Zauberers. Als dieser den räuberischen Ritter auf hoher Burgzinne sah, verwandelte er ihn in Stein. Das ist die Felsgruppe der Rabendocken.

In der Christnacht nun öffnet sich seit jener Zeit in mitternächtlicher Stunde eine Pforte; diese gibt den Weg in das Innere der ehemaligen Burg frei. Unermessliche Schätze liegen darin noch heute verborgen. Wer rechtzeitig in die Burg Einlaß sucht, kann diese Schätze heben. Er muß sich aber beeilen und darf in ihr nicht zu lange weilen. Denn um ein Uhr nach Mitternacht schließt sich das Thor. Hat er es zu dieser Stunde nicht hinter sich, so bleibt er zeitlebens in der Burg eingeschlossen und sieht nie mehr das Licht der Sonne wieder.



Der schwarze Christoph.

in Goldberger Kreise, eine halbe Meile nördlich vom Grödisberge, im Dorfe Nieder-Alzenau, hatte der schwarze Christoph seine Burg. Er war aus dem Geschlecht von Reisewitz. Den Über-

namen verdankte er seinen schwarzen Haaren. Mit seinem Namen scheuchten die Mütter die Kinder; denn er war ein in Schlesien gefürchteter Raubritter. Besonders diente ihm der der Stadt Goldberg gehörige Hainwald zum Aufenthalt. Hier überfiel er die Kaufleute. Große Achtung hatte er allein vor Gelehrten. Er verschonte sie fast immer; jedoch mußten sie sich ihm als solche erst ausweisen, indem sie eine Feder schnitten oder eine Zeile schrieben.

Viele Edelleute hielten zu ihm, und auch der Herzog Friedrich II. nahm über die Zeit Rücksicht, bis ihn die Goldberger Bürger in seiner Burg während eines nächtlichen Festes überfielen, nach blutigem Kampfe banden und einlieferten. Der Herzog verurteilte ihn schließlich, und man hing ihn und einen Knecht, beide in weißen Hemden, den Herrn zum Unterschiede mit Sporen an den Stiefeln, in Liegnitz an den Galgen. Wie er zur Richtstätte geführt ward, sagte er: „Hätte ich daran gedacht, was David im Psalter sagt: Verlaßt euch nicht auf Fürsten, sie sind Menschen und können nicht helfen, so ständen meine Sachen besser.“ Als man seinen Knecht, einen anständigen Menschen, henken wollte, bat dieser: Liebe Herren, schont doch meiner. Ich will euer treuer Diener sein, auch fleißig arbeiten,



und wo mir dieses nicht helfen sollte, will ich sogar ein Weib nehmen. Denn das hielt er für eine schwerere Arbeit als Holz hauen und Steine tragen. Aber alles nützte ihm nichts; er mußte an den Galgen.

Das Angedenken des Ritters ist heute noch lebendig. Du leugst wie der schwarze Christoph! hieß es von einem argen Lügner.

Sein Raubschloß in Alzenau ist versunken; ein Erlicht bezeichnet die Stelle, an der es stand; noch heute ist es dort nicht geheuer. In der Sternburg bei Bunzlau, deren Stille kein Vogel stören darf, konnte man noch in den sechziger Jahren das aufrechtstehende Denkmal eines Ritters erblicken, in welchem das Volk den schwarzen Christoph erblicken wollte.



Die verfluchten Stiefel.

Es war in der Zeit des Dreißigjährigen Krieges. Da hatte ein Buttlerscher Dragoner einem Schuster in Lauban ein Paar Stiefel geraubt. Ergrimmt über den frechen Raub, verfluchte der Schuster die Stiefel und sprach: „So wollt' ich doch, daß der Teufel die Stiefel regieren sollte, daß sie ewig herumirren müßten.“ Der Dragoner gab nichts auf diesen Fluch. Er lachte nur dazu und zog die Stiefel an. Aber es geschah, daß diesem Dragoner bei Lützen beide Beine weggeschossen wurden. Und siehe da, beide Beine irrten nun mit den Stiefeln ruhelos umher. Am dritten Tage sind sie am Steinberge herumlaufen gesehen worden. Sogar noch viele Jahre

nachher haben sie Fuhrleute an einem 9. November gesehen. Einmal wurden von ihnen sogar zwei Kinder umgerannt.

Die Gründung des Klosters Trebnitz.

Der edle Herzog Heinrich zu Pferd
Stürzt in den Sumpf gar tief,
Seines Lebens er sich schier verwehrt,
Als Gott seinen Engel rief.

Der Engel naht in Köhlertracht
Und trat zum Sumpf hinan
Und schnell dem Herrn ein Astlein bracht':
„Da halt der Herr sich dran.“

Und als der Herzog gerettet war,
Da kniet' er freudig hin:
„O Herr, wie ist es wunderbar,
Daß ich gerettet bin!

Und bin ich denn gerettet nun,
Bau' ich ein Kloster dir,
Daß man dir dien' in Fried' und Ruh
Auf diesem Flecklein hier.“

Das Kloster war so schön gebaut,
Des freut' sich, wer es sah,
Und manche fromme Gottesbraut
Kam hin von fern und nah.



„Was begehrt ihr edle Jungfrau'n mehr?“
 Der Herzog fragt sie dann.
 „Wir bedürfen nichts und nimmermehr,
 Dieweil wir alles ha'n.“

„Und weil euch denn nichts not mehr ist,
 So sei denn dieser Nam'
 Trebnitz!“ Das hieß, wir bedürfen nichts;
 Den Namen es bekam.

Aus „Des Knaben Wunderhorn“.



Herzog Hans I von Sagan und der Abt.

Herzog Hans I. von Sagan war ein gar wüster und grausamer Gesell. Einmal trat der Abt des Augustinerklosters vor ihn und hielt ihm eine scharfe Bußpredigt. Herzog Hans aber lachte nur, wies auf den neuen Turm und sagte: „Pfaffe, wenn dieser starke Kirchturm einfällt oder eine wilde Gans allein fliegen wird, will ich dir glauben.“ Danach ließ er ihn blenden.

Kurz darauf, am 12. Februar 1439, geschah es, daß der feste Kirchturm ohne Ursache und Anlaß zusammenstürzte, niemanden aber verletzten als den Wächter, der einen lahmen Fuß davontrug. Der humpelte eilig zum Herzog und verkündete ihm das Unglück. Der Herzog geriet in große Angst und befahl, seinen Wagen anzuspinnen, um wegzufahren. Als er noch einmal zum Fenster hinausrief, daß

man eilen solle, sah er eine wilde Gans fliegen. Darüber erschrak er aufs heftigste. Furcht und Angst machten ihn krank. Der Pater Martin besuchte ihn und vollendete, was der Turm angefangen hatte. Bittere Tränen vergoß der Herzog um seine Taten. Da erschien der Satan und sagte zu ihm: „Sieh, du Feiger, hast du dich losgemacht mit deinem Weinen?“

Sonntag nach Ostern starb der Herzog und ward in der Saganer Klosterkirche begraben, und zwar nach seinem Begehren in der Mitte der Kirche, damit die Geistlichen, die er im Leben so sehr beleidigt hatte, ihn mit den Füßen treten möchten.



Der arme Sünder zu Sprottau.

n Sprottau sollte einst ein armer Sünder abgeurteilt werden. Da aber die Hinrichtung zur Sommerszeit getroffen hätte, wo das Getreide noch auf dem Felde stand, so verschob man sie bis nach der Ernte, damit das Korn um den Richtplatz nicht zertrampelt werden möge. Dieser Aufschub jedoch verursachte wieder neue Kosten; denn der arme Sünder mußte bis dahin verpflegt werden.

Um diese Ausgaben zu ersparen, kam man auf den Einfall, den armen Sünder vorzurufen und ihm das Versprechen abzunehmen, daß, wenn er auf freien Fuß gestellt würde, er zu einer bestimmten Zeit nach der Ernte sich wieder einstellen und seine Strafe erleiden

wolle. Dieses Versprechen ward von dem Sünder mit Freuden gegeben, und er ward frei.

Als der bestimmte Tag, an dem er wieder erscheinen und seine Hinrichtung erfolgen sollte, herangekommen war, hatte diese Kunde viel neugierige Zuschauer aus der Umgegend auf den Weg gelockt, um bei der Hinrichtung gegenwärtig zu sein. Auch der arme Sünder hatte seinem Versprechen gemäß die Reise nach der Stadt Sprottau angetreten und des Morgens sehr frühe sich unter die Zuschauer gemischt.

Als er bemerkte, daß sie schnell liefen, sagte er wider sie: „Eilt doch nicht so sehr! Wenn ich nicht dabei bin, wird aus der ganzen Sache nichts.“ — Dann setzte er seinen Weg bis zu einem Sprottauer Tore fort und fand es bei seiner Ankunft noch verschlossen. Er zog die Klingel, um den Wächter auf dem Torturme aufmerksam zu machen, er möge das Tor aufschließen. Als dieser nun zum Fenster herunterfragte, wer da wäre, gab er zur Antwort: „Der arme Sünder von der Sprottel!“ Darauf kam der Wächter sogleich herunter, um das Tor zu öffnen, aber beim Herabkommen traf er den Angemeldeten nicht mehr an. Durch dieses Erscheinen und Anmelden hatte der Sünder ja das gegebene Wort bereits gelöst.

Winziger Wein.

Als zur Weinlese eines Nachts sämtliche Trauben die Beute eines Fuchses geworden waren und er daran verenden mußte, verfielen die Winziger auf einen klugen Gedanken. Sie verlangten nämlich vom Rat die Abschaffung des Galgens; denn, sagten sie, statt einen zu hängen, ist es besser, ihm ein Glas Winziger Wein zu geben. Das töte ihn ebenso sicher.



Die zwei Lilien am Wunzenteiche.

auf dem Wunzenteich unfern Pfordten in der Niederlausitz steht man zuweilen in der mittägigen Zeit zwischen Pfingsten und der Johannismacht zwei Lilien sich erheben und allgemach im Wasser wieder versinken. Wie diese Lilien auf den Wunzenteich gekommen sind, darüber erzählt man sich in dieser Gegend folgendes:

Etwa um das Jahr 900 nach Christi Geburt wohnten in der Niederlausitz die heidnischen Wenden. Die christlichen Glaubensboten aus Deutschland gaben sich die erdenklichste Mühe, diesen Volksstamm zum Christentum zu bekehren. Manchen Erfolg konnten sie aufweisen. Aber viele von den Wenden verharrten im Heidentum und vertrieben oder töteten gar die christlichen Missionare.

Zu den grausamsten Gegnern des Christentums zählte der Ritter Udo von den Wunzen. Da schickte der Frankenkönig ein Heer in das Wendenland und gab den Befehl, sich unter allen Umständen dieses gefährlichen Christenfeindes zu bemächtigen. Die fränkischen Mannen drangen tief ins wendische Gebiet hinein. Aber der Kampf war für sie sehr schwierig, da sie das Wendenland mit seinen weit ausgedehnten Sümpfen, Morästen und unwegsamen Wäldern zu wenig kannten. Für die Wenden hingegen war es ein leichtes, die fränkischen Ritter in die Irre zu führen. Diese bemühten sich, des Königs Befehl nachzukommen. Aber trotz all ihrer Anstrengungen

wurden sie nur des einzigen Sohnes Udos, namens Adalbert, habhaft. Der Vater selbst entkam in das Gebiet der Sümpfe.

Adalbert ward in die Gefangenschaft abgeführt. Udo aber ließ sich sofort nach dem Abzuge der Fränkischen Ritter in dem Morast und Gestrüpp des Wunzenteiches ein festes Schloß bauen. Um das Schloß wucherte wildes Gesträuch. Durch dieses ließ Udo Irrwege legen, die scheinbar den Ankommenden dem Schlosse zuführten, ihn aber in Wirklichkeit nur weiter vom Schlosse wegleiteten und schließlich in Sümpfen endeten, wo jeder, der die Wege ging, elend ums Leben kommen mußte.

Sowie die gesamte Anlage fertig war, ließ Udo im Lande verkünden, er wolle Christ werden. Darauf kamen mancherlei Glaubenshelden zu ihm, aber alle fanden in den Irrwegen, die das Schloß umgaben, einen furchtbaren Tod.

Adalbert, sein Sohn, diente inzwischen bei dem Ritter Hans von Sährichen. Dieser, wie seine Gemahlin Thusnelda und seine liebliche Tochter Elfriede, waren Christen der Tat. Sie behandelten ihre Untergebenen, wie es Christus befohlen hatte, mit Liebe und schätzten sie als Menschen und Ebenbilder Gottes sich durchaus ebenbürtig. Adalbert dachte oft in geruhlosen Stunden darüber nach, woher sein Herr und seine ganze Familie eine solch edle Gesinnung haben konnten. Er verglich unwillkürlich die Behandlung, die er erfuhr, mit der, die den Gefangenen in seiner Heimat widerfuhr, und kam zu der Überzeugung, daß dies einzig auf den Einfluß der christlichen Religion zurückgeführt werden könne. Einer solchen Religion, die die Menschen beglückt und die Untergebenen nicht unterjocht, mochte auch er sich zuwenden. Darum bat er seinen Herrn, ihn in

den Lehren des Christentums unterweisen zu lassen. So wurde er Christ.

Hierdurch wurde er der Familie des Ritters Hans von Säh-
richen immer inniger verbunden. Dieser erinnerte sich der Herkunft
des jungen Mannes aus ritterbürtigem Stamme, und da Adalbert
in seinem ganzen Auftreten bei aller Bescheidenheit etwas Ritter-
liches zeigte, ward er später zum Ritter geschlagen, und der Ritter
Hans von Sährichen gab ihm sogar seine Tochter zur Gemahlin.

Nur eines fehlte Adalbert noch zu seinem Glücke: Er sehnte sich,
seinen Vater wiederzusehen. Wie verlangte es ihn, wieder einen
Blick in seine geliebte Heimat tun zu können! Mit allen Fasern
seines Herzens hing er ja an Vaterhaus und Heimat.

Wie als ob seine Gedanken den Weg bis zum Vater im fernen
Wendenlande gefunden und sich dort in dessen Seele gefangen hätten,
dachte auch der Vater gerade in dieser Zeit öfter als sonst an seinen
einzigen Sohn. Einst, als er so in Gedanken versunken auf seinem
Lehnstuhl am Fenster seines Wohngemaches saß, kam sein treuer
Diener Bodo ins Zimmer. Er erriet den Grund der Trübseligkeit
des alten Herrn, waren doch auch seine Gedanken oft auf den jungen
Herrn und Erben des Schlosses gerichtet, und er begann von Adal-
bert zu sprechen. Da äußerte Udo den Wunsch, seinen Sohn vor
seinem Tode noch einmal zu sehen. Aber wo mochte der nur sein?
Nun erbot sich Bodo, auf die Suche nach Adalbert zu gehen.

Sein Bemühen hatte Erfolg. Nach Verlauf einer längeren
Zeit hatte Bodo den Aufenthalt des jungen Herrn ausgekundschaftet.
Er trat vor ihn und merkte zu seinem Entsetzen, daß Adalbert Christ
geworden sei, ja, daß er sogar eine christliche Gemahlin hatte. Darob
machte er dem Sohne seines Herrn bittere Vorwürfe. Dieser aber

enthüllte ihm in aller Offenheit die Beweggründe, die ihn veranlaßt hatten, sich taufen zu lassen. Das machte auf Bodo einen solchen Eindruck, daß auch er bat, Christ werden zu dürfen und getauft zu werden.

Nun machten sie sich auf den Weg ins Wendenland. Als die drei in die Nähe des Schlosses gelangt waren, bat Bodo das junge Ehepaar, vorausgehen und den alten Ritter auf die Ankunft des Sohnes und seiner Gattin vorbereiten zu dürfen.

Bodo trat in das Gemach Udos, erzählte seinem Herrn von seinen Erlebnissen und auch davon, daß er und Adalbert Christen seien.

Das ergrimmte den alten Heiden. Er befahl, seinen Diener Bodo grausam zu martern und umzubringen. Andere Diener schickte er zu seinem Sohne und ließ ihn bitten, zu ihm zu kommen. Den Dienern aber gab er den geheimen Auftrag, Adalbert und Elfriede auf den Irrwegen ins Verderben zu führen.

Das geschah. So mordete der verbohrte Heide seinen unschuldigen Sohn und seine herzensreine Schwiegertochter.

Aber diese Grausamkeit und unmenschliche Handlungsweise rächte der Himmel. Ein fürchterliches Unwetter, wie man es bisher in jener Gegend noch nie erlebt hatte, erhob sich. Der Himmel verfinsterte sich. Furchtbare Regengüsse mit Hagel stürzten hernieder. Furchtbar rollte der Donner, und Blitze fuhren zerschmetternd in das Schloß, unter dessen Trümmern Udo begraben wurde.

Seitdem erscheinen die Seelen der engelreinen Kinder des verstockten Wüterichs als Lilien auf dem Wunzenteiche.

*





Der schwarze Hund in Görlik

n Görlik war bis vor wenigen Jahren an der Ecke der Juden- und Büttnergasse im Pflaster ein großes Abzugsloch. Das hieß im Volksmunde das Hundeloch. Das kommt daher:

In der Weihnachtsnacht zwischen zwölf und ein Uhr spukt in Görlik ein großer schwarzer Hund. Der kommt aus einem ähnlichen Wasserloche am Jakobshospital heraus, geht zum Frauentore hinein bis an jenes Loch, wo er verschwindet; aber nach einiger Zeit kommt er wieder zum Vorschein, um seinen Rückzug anzutreten. Wegen dieses Hundes ließen die Stadtsoldaten am Frauentore allemal in der Weihnachtsnacht das Pfortchen auf, weil sie sich fürchteten, ihn in seinem Wege zu hindern. Es war aber einmal ein beherzter Kerl unter ihnen, der fürchtete sich vor dem Teufel selber nicht, spottete über die Erscheinung und beschloß, dem Hunde entgegenzutreten. Es war ein sehr stürmischer Weihnachtsabend. Die andern Soldaten blieben in der Wachtstube, er aber schloß sorgfältig die Pforte und stellte sich mit aufgestecktem Bajonett an der innern Seite derselben auf. Kaum hatte es zwölf Uhr geschlagen, da kam der Hund, groß, schwarz und zottig, und als er das Tor nicht geöffnet fand, schüttelte er sich zornig und machte so große feurige Augen, daß es erschrecklich anzusehen war. Plötzlich aber setzte er mit einem gewaltigen Sprunge über das hohe Gitter hinweg. Die Soldaten in der Wachtstube hörten ein furchtbares Schnauben und Poltern,

dann war alles still. Wie sie endlich hinausgehen, finden sie ihren Kameraden leblos im Schilberhaufe. Seine Flinte aber war zusammengedreht wie eine Schraube. Als der Soldat erwachte, erzählte er, was ihm begegnet war. Er ist aber nicht wieder gesund geworden und schon nach drei Wochen gestorben.



Die große Linde auf dem Nikolaikirchhofe zu Görlitz.

Die Görlitzer Schöppen übten strenge Gerechtigkeit und hängten manchen bei der Wegelagerung betroffenen Stegreifritter an den lichten Galgen. Einst hatten sie einen armen Knappen gefangen und zum Tode verurtheilt; denn wenn er auch seine Unschuld behauptete, so preßten ihm doch die Daumenschrauben und die Streckbank das Geständnis eines Verbrechens aus, das er nicht begangen hatte. So wurde er denn an einem schönen Morgen hinausgeführt, um gehängt zu werden. Als er nun am Nikolaikirchhofe vorbeikam, wo seine ehrbaren Eltern begraben lagen, ward es ihm sehr wehe im Herzen, daß er eines so unehrlichen Todes sterben sollte, obwohl er unschuldig war, und gedachte ein Zeichen zu hinterlassen, woran man wenigstens nach seinem Tode seine Unschuld erkennen möchte, bat also den Henker, ihm zu erlauben, daß er am Grabe seiner Eltern noch ein Ave-Maria und ein Paternoster beten dürfe. Das gewährte der Henker dem armen Knappen und ließ ihn von seinen Knechten zu

dem Grabe geleiten, auf welchem ein junges Lindenbäumchen stand. Nachdem nun der Verurteilte sein Gebet verrichtet hatte, riß er das Lindenbäumchen aus und pflanzte es umgekehrt wieder ein, so daß die Wurzeln als Zweige nach oben gerichtet, die Zweige aber als Wurzeln mit Erde bedeckt wurden, und sagte dabei: „So gewiß wie dies Bäumchen aus den Zweigen Wurzeln und aus den Wurzeln Zweige treiben und empornwachsen wird zu einem mächtigen Baume, so gewiß habt ihr mich unschuldig zum Tode verdammt.“

Und siehe! Das Bäumchen wuchs und wurde ein mächtiger Baum, der seine schattenden Zweige weithin über den Friedhof verbreitet, bis auf den heutigen Tag.



Der Nachtschmied in Görlik.

In Görlik lebte einst ein Schmied; der war sehr fleißig und geschickt und deshalb geachtet und gesucht; nur stand er in dem Rufe, auf Kirche und Glauben nicht viel zu halten. Lange lebte er unbescholten, bis einst ein Knecht zu ihm kam, baumstark, rothaarig, einäugig und lahm, der aber durch Gehorsam, Genügsamkeit, Fleiß und Geschicklichkeit sich bei ihm einschmeichelte, so daß er ihn als seinen Gesellen annahm. Ja, er wurde ihm bald unentbehrlich, indem er alle Arbeit in unglaublich kurzer Zeit verrichtete. Da des Meisters Gegenwart in der Werkstätte überflüssig erschien, ergab er sich der Untätigkeit, dem Spiele und dem Trunke. Zulezt brachte

die Arbeit des fleißigen Knechtes kaum so viel ein, als der Meister durchbrachte.

Eines Abends kam ein Junker in schwarzer Tracht, auf schwarzem Rosse, ein schwarzes Barett mit roter Hahnenfeder auf dem Kopfe, vor die Schmiede geritten. Der bestellte ein eisernes Gitter um eine Gruft für einen sehr hohen Preis, verlangte aber, daß es unbedingt bis Mitternacht des dritten Tages fertig sein müßte. Dafür wollte er die Hälfte vorausbezahlen. Halb trunken vom Gelage, lacht der Meister zuversichtlich: „Dafür will ich wohl Leib und Seele verpfänden, daß zur Zeit alles fertig wird.“ Der Junker aber erwidert: „Wenn Ihr das tut, wird Euch der vierfache Preis zuteil werden.“ Von Habsucht geblendet, unterschreibt der Meister mit seinem Blute die Bedingung und sieht mit Erstaunen das Gold richtig bezahlt vor sich liegen. Doch der Junker ist verschwunden.

Der Leichtsinns vergißt bald, was geschehen ist und kehrt zum Gelage zurück. Am Morgen erzählt er seinem Knechte die Sache und heißt ihn sogleich ans Werk gehen. Dieser lacht höhnisch: „Das hättet Ihr getrost an einem Vormittag zu liefern Euch verpflichten können.“ Völlig beruhigt geht der Meister weg und verpraßt das im voraus empfangene Geld. Erst am dritten Nachmittag fällt ihm ein, nach der Arbeit zu sehen. Er eilt in die Werkstatt; das Gitter ist bis auf einen einzigen Ring fertig; aber der Knecht ist verschwunden. Eiligst geht er selbst an den Amboss, um den fehlenden Ring zu ergänzen; aber vergeblich müht er sich. Alles Eisen, das der Hammer berührt, springt unter seinen Händen entzwei. Da merkt er, daß der Hölle Macht im Spiele ist. Entsetzt faßt ihn und treibt ihn bald von der trostlosen, hoffnungslosen Arbeit hinweg, bald mit verzweifelter Anstrengung wieder hin.

Der Knecht ist für immer verschwunden. Mitternacht erscheint. Mit dem ersten Glockenschlage öffnet sich die Erde und verschlingt den Meister, der jetzt dem Teufel verfallen ist. Seitdem ist er verdammt, so lange zu schmieden, bis der fehlende Ring am Gitter sein wird. Menschliche Macht aber kann ihn nicht erlösen; denn so oft Vorwitzige oder Fromme den fehlenden Ring am Gitter ersetzten, verschwand er von selbst in der Nacht, oder die Leute hatten keine Ruhe, bis der Ring wieder abgenommen war, wie es noch vor kurzer Zeit einem Schmiedegesellen namens Wende ergangen ist.

Darum muß der Schmied unter der Erde schmieden, und allnächtlich hören die Bewohner des Obermarktes, besonders des Hauses in der nordwestlichen Ecke, wo er gewohnt hat, sein Hämmern, bald in ruhigem, abgemessenem Takte, bald wieder in raschen, ungestümen Schlägen, wenn ihn über der Arbeit die Verzweiflung bemeistert. Zwar haben in neuerer Zeit Leute, die alles besser wissen wollen, in unterirdischen Gewässern die Ursache des dumpfen, hämmernden Geräusches finden wollen; aber man weiß, was man von solchen Sachen zu halten hat. Der Name des Schmiedes soll Volprecht gewesen sein.

★



Die Wallfahrtskirche zu Hochkirch und ihr Marienbild.

Hochkirch, drei Viertelmeilen südöstlich von Glogau, ward in früheren Jahrhunderten, wo es zum benachbarten Grädis gehörte, Hohenkirchen offen Berge genannt. Es hat eine Wallfahrtskirche mit 1856 neugebautem Turme und ein wunderbares Marienbild auf dem Hochaltare, zu dem von weit her aus Schlesien und Polen gewallfahrtet wird. Die größten Wallfahrten finden statt am Sonntage Trinitatis, wo auch eine Prozession von der Probstei Seitsch aus dem Gubrauschen ankommt, und dann am Feste Mariä Geburt.

An die Kirche und das darin befindliche Muttergottesbild knüpft sich folgende Sage:

Als die Kirche vor uralten Zeiten erbaut werden sollte, hatte der Gutsherr eine andere Anhöhe in der Nähe derjenigen, auf der heute die Kirche steht, als Platz dazu bestimmt. Fromme Spenden waren zu ihrer Erbauung reichlich eingegangen, und der Gutsherr lieferte das Bauholz. Er ließ dieses auf die von ihm ausersehene Anhöhe schaffen. Die Geistlichen des Sprengels wünschten sie zwar dort nicht, aber sie fügten sich, als der Gutsherr außer dem Bauholze noch reiche Gaben versprach. Dennoch kam es anders, denn es trat ein seltsames Ereignis ein.

Am andern Morgen nämlich war das Holz von der Anhöhe verschwunden. Erst dachte man an einen Raubfrevel, aber man fand

das gesamte Holz in bester Vollständigkeit und Ordnung auf einem benachbarten Hügel. Der Gutsherr hielt dies für einen mutwilligen Streich und ließ das Holz auf den früheren Platz zurückschaffen und noch mehr dazubringen. Am andern Morgen war es wieder fort und lag wieder auf jenem andern Hügel. Das brachte eine große Bewegung in der Gemeinde hervor, und viele gingen zum Gutsherrn und erklärten, das gehe nicht mit richtigen Dingen zu und sei ein Wunder, das etwas zu bedeuten habe. Aber der Gutsherr ließ sich von seinem Vorhaben nicht abbringen, er wolle doch sehen, meinte er, ob das Holz zum dritten Male seinen Platz verändern werde. Der Herr ließ von seinen Leuten das Holz wieder zurückschaffen. Für die Nacht stellte er zwei Wächter daneben auf. Doch wieder lag es am nächsten Morgen auf dem andern Berge. Die Wächter hatten nichts bemerkt und sagten aus, ein unwiderstehlicher Schlaf habe sie befallen. Nun stürmten alle auf den Gutsherrn ein, er möge doch gestatten, daß die Kirche dort gebaut werde, wohin schon in dreien Nächten das Bauholz von unsichtbaren Händen geschafft worden sei; es sei sicher Gottes Wille so. Da sagte der Gutsherr: „Nun in Gottes Namen, baut dorthin die Kirche zu seiner Ehre.“ Mit Jubel ward diese Entscheidung aufgenommen, und der Bau ward behende in Angriff genommen, schien es doch allen ein heilig Werk. Die Teilnahme für das Gotteshaus wuchs weit über den Sprengel hinaus. Die Kirche war fertig, auch die innere Ausschmückung war fast vollendet. Aber noch fehlte ein würdiges Bild für den Hauptaltar. Da griff wiederum eine wunderbare Macht ein.

In einer Nacht, als alle Einwohner Hochkirchs längst schliefen, rief der Wächter eben die Mitternachtsstunde aus. Zufällig schweifte sein Blick nach der Höhe hinauf, wo die Kirche stand. Wunderbar!

Das Innere des Gotteshauses strahlte in hellem Lichterglanz. Es war keine Feuersbrunst, aber dennoch rief er die Bewohner aus ihrem Schlafe. Staunend scharte sich die ganze Gemeinde zusammen und wie zur ersten Wallfahrt geordnet schritt sie dem neuen Gottes-
hause entgegen. Schon war die Menge bis zum Fuße der Anhöhe gelangt, da ereignete sich ein zweites Wunder. Herrliche Töne erklangen aus der Kirche, bald schmelzend und bald brausend wie im vollen Chor, Posaunen und Orgelton und Priestergesang dazwischen, über dem ganzen schwebend aber ein Klang wie von Engelsharmonien. Wer waren die nächtlichen Musiker dort oben? Die Gemeinde sank am Fuße des Hügels auf ihre Knie und wohnte dem Gottesdienste dort oben in andächtiger Ferne bei. Das war das erste Hochamt, ehe noch das Gotteshaus die kirchliche Weihe erhalten hatte. Plötzlich erloschen Licht und Gesang; stumm und finster lag das Gebäude wieder auf seiner einsamen Höhe. Tief ergriffen aber kehrten die Leute zurück; was sich da oben zugetragen hatte, war ihnen ein unerklärliches Rätsel. Als aber der Morgen anbrach, sendete der Gutsherr den Gemeindevorstand in die Kirche, um den Ursachen des nächtlichen Geschehnisses nachzuspüren. Ganze Scharen von Menschen schlossen sich an, und als die Türe der Kirche geöffnet wurde und die Blicke auf den Hochaltar fielen, da prangte dort ein Bild der Mutter Gottes in schönster Farbenpracht. Das Staunen löste sich in ein still Gebet auf, das der wunderbaren Macht den heißen Dank der Gemeinde aussprach für die herrliche Gabe.

★



Der Wettstein bei Marklissa und der Teufelsstein bei Sagan.

icht weit von Marklissa, in der Gegend
des Zangenberges, sieht man einen schön
geaderten Quarzfelsen, der heißt der
Wettstein, und die Marklissaer wissen
auch warum.

Es ist einmal ein Prediger in Marklissa gewesen, ein sehr gelehrter und weitgereister Mann, der besonders von der Natur und ihren Geheimnissen mehr gewußt hat, als sich mit seinem heiligen Amte zu vertragen schien. Der hat auch den Teufel zitieren können und hat einmal mit ihm eine Wette gemacht: der Böse sollte nämlich jenen Stein, den der Pastor in einem fernen Lande irgendwo gesehen hatte, während des Gottesdienstes herbeischaffen und vor Beendigung desselben vor die Kirchthüre setzen. Der Teufel hat's aber nicht gekonnt; denn als er mit dem Steine durch die Luft geflogen kam, hat er schon beim Zangenberge am Glockengeläute gehört, daß die Predigt zu Ende sei. Da hat er vor Ärger den Stein zur Erde geworfen.

Ein „Teufelsstein“, der ebenfalls mit einer Wette in Verbindung steht, liegt bei Sagan. Bis vor wenigen Jahren lag in geringer Entfernung davon ein ganz ähnliches Felsstück, der „Herrgottstein“. Der Teufel habe mit Gott von den Hellbergen (bei Frenstادت) aus um die Wette werfen wollen, sei aber um einige Meter zurückgeblieben und habe nun vor Ärger über sein Verlieren dem Steine

mit seinem Pferdefuß einen kräftigen Tritt gegeben, dessen Spur noch jetzt zu sehen ist.



Das schlafende Heer der heiligen Hedwig.

Bei Gleiwitz liegt mitten in polnischer Umgebung das deutsche Dorf Schönwald und in dessen Nähe ein großer Wald. In diesem Walde schläft die heilige Hedwig mit einem Heere gewappneter Mannen. Nach der Schlacht bei Wahlstatt am 9. April 1241 ist sie hierher gekommen und mit ihrem Gefolge in einen tiefen Schlaf gesunken. Wenn man im Walde ist, kann man oft die tiefen Atemzüge der Schlafenden hören.

Wenn einst das Land in großen Gefahren vor den Heiden sein wird, dann wird die heilige Hedwig mit ihrem Heere erwachen und die Feinde schlagen. Im Sturmsjahr 1848 hat man Zeichen bemerkt, die auf das Erwachen deuteten. Man hat Männerstimmen und Waffenklirren gehört und wunderbare Gestalten gesehen.

★



Der Berggeist und das Mäuschen.

or langer Zeit war es. Da sollte in den Tarnowitzer Bergwerken eine neue Strecke aufgemacht werden. Das Gestein war aber so hart, daß es niemand vermochte, Löcher hineinzubohren, um mittels dieser Löcher das Gestein zu sprengen. So entschloß man sich also schweren Herzens den Versuch aufzugeben, die neue Strecke zu gewinnen, obgleich man fest davon überzeugt war, daß sie reiche Ausbeute bringen würde.

Als der Steiger mißmutig diesen Teil des Bergwerks verließ, meldete sich bei ihm ein schmucker, junger Bursche als Häuer. Mit offenen Augen blickte er den Steiger an und bat um Arbeit. Er wies auch gute Zeugnisse vor.

Da der junge Mann dem Steiger gefiel, führte er ihn an die Stelle mit dem harten Felsgestein und fragte ihn, ob er es wohl unternehmen wolle, hier zu bohren und zu sprengen.

Im Vertrauen auf Gott und seine eigenen Kräfte sagte der junge Mann: „Herr Steiger, ich will es versuchen.“

Sofort nahm er sein Handwerkszeug und wollte mit der Arbeit beginnen. Da er aber noch nicht gefrühstückt hatte, verspürte er großen Hunger. „Mit leerem Magen arbeitet sich's nicht gut“, sagte er zu sich. „Du wirst erst etwas essen, dann wird die Arbeit schon flecken.“

So setzte er sich nieder, nahm sein Frühstücksbrot vor und begann zu essen. Da hörte er ein leises Geräusch zu seinen Füßen. Er schaute um sich und gewahrte schließlich ein kleines Mäuschen, das mit verlangenden Augen zu ihm aufschaute.

„Du hast wohl auch noch nicht gefrühstückt, mein Mäuschen?“ redete er es an. „Da, hast du was!“ Das Mäuschen knapperte und knapperte lustig darauf los, bis es den Brocken Brot verzehrt hatte. Da stellte es sich wieder auf, und dem Häuer dünkte, daß das Mäuschen noch etwas haben wollte. Wieder warf er ihm einen kleinen Brocken zu, und wieder knapperte das Mäuschen, daß es dem Häuer eine Lust war, den Appetit des kleinen Tieres zu sehen. Kaum war es mit dem Brocken fertig, begann das Spiel von neuem. Und das ging so lange, bis das ganze Frühstücksbrot von beiden aufgezehrt war.

Mit einem Male war das Mäuschen verschwunden. An seiner Stelle stand ein winzig kleines Männlein. Das sagte zu dem wohlthätigen Häuer: „Daß du dich so mitleidsvoll eines kleinen Tieres erbarmt hast, das alle Menschen zu vernichten suchen, soll dir hoch angerechnet werden.“ Mit diesen Worten versank das Männlein im Gestein.

Sofort erschien das Mäuschen wieder, bohrte im Gestein und hatte bald ein tiefes Bohrloch mit seinen kleinen Zähnen ausgenagt. Darauf bohrte es weiter, und es währte nicht lange, waren sechs Bohrlöcher fertig. In eines der Löcher entschlüpfte das Mäuschen, und wieder stand das kleine Männlein da.

Mit klugen Augen schaute es an dem Häuer empor und sagte: „Die Löcher sind fertig. Das Pulver mußt du selbst hineinstopfen. Sorge dafür, daß sofort alle Erze entfernt werden. Aber eines be-

dinge ich mir aus: Allen Lohn, den du für deine Arbeit erhältst, mußt du mit mir teilen."

Gern willigte der Häuer ein und machte sich an die Arbeit des Sprengens. Bald lag vor ihm ein großer Haufen des Gesteins.

Sofort begab sich der Häuer zum Steiger und bat um eine Hilfskraft, die Gesteine fortzuschleppen.

Dem Steiger schien es unmöglich, daß der Häuer so überaus schnell zum Ziele gekommen sein wollte. Darum überzeugte er sich selbst, ging zur Strecke und war erstaunt über die Menge Erz, die dort lag.

Dem muß der Berggeist geholfen haben, sagte er zu sich. Er muß wohl unter dem besonderen Schutze des Geistes stehen.

Als nun der Häuer seinen Lohn erhielt, teilte er ihn redlich mit dem Männlein, das sofort zur Stelle war. Jedesmal, wenn der Lohn ausgezahlt wurde, teilte ihn der brave Häuer mit dem Männlein. Ja, als einmal ein Dreier übrig blieb, schob er ihn dem Männlein mit den Worten zu: „Das läßt sich nicht mehr teilen, nimm dir ihn!"

Da sagte das Männlein: „So etwas hab' ich noch nicht erlebt. Du bist ja mehr als ehrlich. Gehe nach Hause! Dort wirst du einen Schatz finden. Den sollst du zum Lohne für deine Güte haben. Aber benütze ihn, andern Wohltaten zu erweisen."

Der Häuer fand es so, wie ihm das Männlein gesagt hatte. Nun war er reich für sein Lebtag und spendete Wohltaten allen, die ihrer bedurften.

*



Vom habgierigen Böttchermeister bei Oppeln.

In der Nähe von Oppeln lebte einst ein reicher Böttchermeister. Völlig Habgierig betrog er gar viele Leute um ihr Vermögen und häufte unermessliche Schätze zusammen. Als er gestorben war, hörten die Bewohner des Hauses, wie es die Treppe herunterschlug, gleich als ob ein Mühlrad Wasser mit Gewalt herniederstürzte. Schauten sie am folgenden Morgen nach, so fanden sie die Treppe völlig trocken.

Die Witwe des Böttchermeisters war darob ganz unglücklich. Sie weinte und härmte sich ab und konnte weder Ruhe noch Trost finden.

Als sie nun eines Abends inbrünstig zur Gottesmutter um Trost flehte, erschien sie ihr und sagte: „Du hast im Hause eine irrende Seele, die im Leben viel Unrecht getan hat. Nur eine reine Jungfrau kann sie erlösen. Mit geweihter Kerze soll sie des Nachts auf den Boden gehen und nach der Seele rufen. Dann wird sie Antwort geben.“

Die Witwe hatte ein Töchterlein von zwölf Jahren. Diesem erzählte sie, was ihr die Gottesmutter gesagt hatte und forderte es auf, dem Befehle der Jungfrau Maria nachzukommen.

In später Nacht zündete das Mädchen eine geweihte Kerze an und ging mit ihr auf den Boden. Da hörte sie wieder das unheimliche Rauschen, gleichwie, wenn Wasser über ein Wehr stürzte. Aber

sehen konnte sie nichts. Da rief sie beherzt: „Seele, wer bist du? Was ist dein Begehren?“ Sofort rief eine Geisterstimme: „Ich bin die Seele deines unglücklichen Vaters. Ich muß herumirren und in einem Eimer alle die Tränen auffammeln, die von den Menschen vergossen worden sind, die ich um ihr Hab und Gut betrogen habe. Wenn der Eimer voll ist, muß ich ihn über die Treppe gießen, um dann von neuem meine schwere Arbeit wieder zu verrichten. Erlöse mich! Sage der Mutter, sie solle all das ungerechte Gut den Leuten zurückgeben, die ich im Leben betrogen habe.“

Die Mutter war glücklich, als ihr das Mädchen diese Botschaft überbrachte. Sie erfüllte bald den Wunsch ihres verstorbenen Mannes. Von nun an war wieder Ruhe im Hause.



Vom Hostienschänder bei Gleiwitz.

ort, wo in der Nähe von Gleiwitz drei Wege zusammenkamen, ging es einst gar unheimlich zu. Man erzählte von einem Manne, dessen Geist an jener Stelle Spuk treibe. Davon hörte auch eine Frau. Voll Neugier ging sie dorthin, um sich von der Wahrheit des Gehörten zu überzeugen.

Als sie an dem Dreiecksaß und wartete, sah sie plötzlich eine männliche Gestalt auf sich zukommen. Der Mann winkte ihr, ihm zu folgen. Er nahm den Weg bis zur Thür des Hauses, in dem die Frau wohnte, und verschwand. Am darauffolgenden Freitag nun



sah die Frau mit Entsetzen, wie sich die Haustür von selbst öffnete und eben der Mann hereinkam. Wieder winkte er der Frau, ihm zu folgen. Er ging geradenwegs in die Kammer der Frau, woselbst sich plötzlich ein schwarzer Kreis bildete. In diesen trat der Mann und führte darin einen unheimlichen Tanz auf. Darauf sprach er: „Ich bin im Leben ein Hostienschänder gewesen. Sieben Hostien habe ich an einen Baum genagelt. Als der Nagel die siebente Hostie durchbohrte, bin ich tot niedergefallen. Nun muß ich im Fegefeuer büßen, bis ich erlöst werde. Wenn ein barmherziger Mensch sieben Monate hindurch an jedem Freitag sieben Brote an die Armen verteilt, so wird mir Gott die Sünde verzeihen.“ Nachdem er dies gesagt hatte, verschwand er.

Die Frau, ergriffen von diesen Worten, verteilte jeden Freitag sieben Brote an die Armen. Jeden Freitag nun erschien der Geist wieder im Kreise, der von Woche zu Woche heller wurde. Als die sieben Monate um waren, bat sie der Mann, noch eine Messe für seine Seelenruhe zu opfern. Während dieser Messe erschien der Geist in der Kirche, spielte mit sieben Hostien und legte sich der Frau zu Füßen. Nun war er erlöst, und von dem Spuk am Dreibege war nichts mehr zu merken.

*

Die Weiber von Gleiwitz.

Ihr wißt ja wohl, wo Gleiwitz liegt,
Wo ritterliche Frauen
Einst brav und tapfer obgesezt
Ohn' alle Furcht und Grauen?
Das Städtchen Weinsberg nicht allein,
Auch Gleiwitz soll gepriesen sein.

Wer kennt nicht wohl den Schreckenskrieg
Von dreißig langen Jahren?
In diesem rettete ein Sieg
Stadt Gleiwitz aus Gefahren,
Ein Sieg, erkämpft durch Weiberlist,
Die größer als des Satans ist.

Die Schweden rückten tapfer an,
Zu stürmen Wäll' und Mauern,
Und denken so in ihrem Wahn:
Es kann nicht lange dauern.
Doch — plötzlich fliegt an ihren Kopf,
Mit Hirsen heißgefüllt, ein Topf.

So flog der heiße Hirsebrei
Auf sie von allen Seiten;
Er brannte ärger sie als Blei,
Sie hörten auf zu streiten;
Sie zogen eilends sich zurück:
Gelungen war das Wagestück.

So sah durch Weiberheldenmut
 Das Städtchen sich geborgen;
 Erhalten wurde Hab' und Gut,
 Verschnecht war Gram und Sorgen;
 Denn durch den heißen Hirsebrei
 Sah Gleiwitz sich nun wieder frei.

Martin Opitz.



Wie die Schlesier zu ihrem Streuselkuchen kamen.

Wie doch die Zwerge, die in unterirdischen Gewölben hausen, sich jederzeit bemühten, den Menschen wohlzutun! Sie führten sie nicht nur zu den verborgenen Schätzen in den Tiefen der Erde, sondern lehrten sie auch mancherlei Künste, wie die Schmiedekunst, die Baukunst, ja sogar die edle Koch- und Backkunst. Sie lehrten sie heilkräftige Säfte aus Kräutern ziehen, kostbares Mus aus Beeren des Waldes bereiten u. a. Fenismännchen wurden sie von den Leuten in der Gegend des Neißeflusses genannt. Die biedereren Bewohner dieser Landschaft kannten auch ihre Wohnung im Fenismännchenberg, und sie wußten, daß die geschäftigen Männlein nur in den ersten Zwölfen des Jahres, also in der Zeit vom 24. Dezember bis zum 6. Januar, ihr unterirdisches Gemach verlassen durften. In dieser Zeit zog ja Wodan mit der wilden Jagd um die Welt und sah überall zum Rechten.

Nun lebte in jener Gegend eine kluge und arbeitsfreundige Magd. Sie war stets darauf bedacht, ihrer Herrschaft aufs beste zu dienen und ihr vortreffliche Speisen zu bereiten. Da sie von den Feismännlein und ihrer Eigenart gehört hatte, den Menschen allerlei Künste beizubringen, ging sie in der Zeit der heiligen zwölf Nächte hinaus an den Feismännchenberg. Derselbe öffnete sich, und heraus kamen die kleinen Männchen. Sie luden die schöne Magd ein, mit ihnen in den Berg zu kommen. Das wißbegierige Mädchen folgte der Einladung und wurde nun von den Zwergen in der Koch- und Backkunst unterrichtet. Vor Ablauf der heiligen zwölf Nächte kehrte die Magd, erfreut, etwas Gutes gelernt zu haben, wieder zu ihrer Herrschaft zurück.

Als nun die frohe Zeit der Fastnacht gekommen war und jeder etwas besonders Leckeres zu essen haben wollte, da buk die Magd ihrer Herrschaft einen Kuchen, der die Bewunderung aller derer erregte, die ihn zum Munde führten. Andere kosteten davon, waren ebenso entzückt und wünschten nur, auch solchen Kuchen herstellen zu können.

So ward in kurzer Zeit der Streuselfkuchen, das Geschenk der Feismännlein, der Lieblingskuchen der Schlesier.

*



Der Kobold und die Holzfäller.

Vor langer Zeit, da Oberschlesien noch von dichten Wäldern über und über bestanden war, verdienten gar viele Arbeiter ihren kärglichen Lohn, indem sie im Auftrage der Herren die Bäume fällten. Vom frühen Morgen bis zum späten Abend verrichteten sie ihre schwere Arbeit und bekamen dafür kaum so viel, daß sie ihre meist zahlreichen Familien zur Not ernähren konnten. Trotz dieser bitteren Armut bewahrten sich doch viele von ihnen ein gutes Herz, das Erbarmen mit andern Notleidenden hatte und denen nach Kräften zu helfen suchte.

Als einst ein solcher Arbeiter einen Augenblick von der Arbeit verpußte, sah er in dem Geäst eines Baumes eine Flasche hängen, darinnen ein Käfer unruhig hin und her lief. „Dem kleinen Tiere muß geholfen werden!“ sagte ein Baumfäller zu seinem Genossen, und sofort kletterte er auf den Baum, holte die Flasche herunter, zog den Korken aus ihrem Halse heraus und verschaffte dem Käfer die Freiheit.

Da der sich frei bewegen konnte, wuchs und wuchs er immer mehr, bis er die Größe eines Menschen hatte, und gesellte sich zu den Waldarbeitern, die sich soeben anschickten, ihr mitgebrachtes Frühstücksbrot zu verzehren. „Gebt mir etwas zu essen!“ bat der Fremde, „ich bin so hungrig.“ Da teilten die Arbeiter willig ihr karges Frühstück und gingen hernach noch hungrig an die Arbeit.

„Ich bin erschöpft“, sagte nun der Mann, „laßt mich etwas ruhen!“ Die andern hatten nichts dagegen, wiewohl sie auch schon den Wunsch im Herzen gehegt hatten, der zum starken Mann verwandelte Käfer möchte ihnen in der Arbeit helfen. So schlief er. Als er erwachte, sprach er zu den gutmütigen Arbeitern: „Jetzt könnt ihr schlafen und ich werde arbeiten.“ Den müden Arbeitern war das schon recht. Sie legten sich nieder und schliefen fest, so daß sie gar nicht merkten, wie der fremde Mann für sie arbeitete. Der zog die Bäume wie Grashalme aus dem Boden, legte sie alle in Reih und Glied und verschwand.

Als die Arbeiter erwachten, sahen sie zu ihrem großen Erstaunen, daß der Mann die Arbeit in einer einzigen Stunde bewältigt hatte, die sie in einem Jahre verrichten sollten. Da waren sie glücklich und bekamen ein gut Stück Geld.



Die verschwundene Glocke zu Pawonkau.

on der großen Glocke zu Pawonkau wird ein eigentümlicher Vorfall erzählt.

Die Glocke wurde, als sie aus der Glockengießerei nach Pawonkau gebracht war, ohne vorher getauft oder geweiht zu werden, auf den Glockenstuhl hinaufbefördert und ihrem Zwecke übergeben. Mehrere Tage hing sie im Turme und versammelte mit ihrem kräftigen Klange die Gemeinde zum Gottesdienst. Das Volk schüttelte aber höchst unzufrieden mit dem Kopfe

und erklärte es als einen Frevel, daß man die Glocke läuten lasse, ohne daß sie getauft sei. Eines Tages war die Glocke vom Turme verschwunden. Niemand wußte, was mit ihr geschehen war und wo sie sich befinden möge. Daß sie nicht gestohlen sein konnte, war jedem klar, und man glaubte endlich mit Grund annehmen zu dürfen, daß sie sich von selbst an einen unbekannten Ort begeben habe, weil man an ihr die übliche Taufe nicht vollzogen habe. Mehrere Wochen waren verflossen, aber die Glocke wurde nicht gefunden, und man hatte sie bereits verloren geglaubt.

Einst hütete der Gemeindegirt von Pawonkau eine Herde Schweine und sang ein frommes Lied dabei. Da bemerkte er, wie ein Burg (Eber), das kräftigste Tier der Herde, das Ende eines Stranges aus der Erde herausgewühlt hatte und ihn vollends herauszuziehen versuchte. Lange zog der Burg an dem Seile und wühlte die ganze Stelle bis zu beträchtlicher Tiefe auf, bis es ihm endlich gelang, den Gegenstand, der an dem Strange befestigt war, bloßzulegen. Es war die vom Kirchturme verschwundene Glocke. In feierlicher Prozession wurde die Glocke abgeholt, nun getauft und zum zweiten Male auf den Glockenstuhl gebracht. Seit dieser Zeit ist es der Glocke nie wieder eingefallen, sich davonzumachen, aber sie verkündet ihre ehemalige Flucht selbst: das Volk wenigstens erzählt mit voller Überzeugung, daß man aus dem Klange der Glocke sehr deutlich die Worte heraushöre: „Wieprz mie, wyrot“ („Der Burg hat mich herausgewühlt“). Die Glocke befindet sich noch heute in der Kirche zu Pawonkau, und wer sich in den Klang der Glocke die obigen Worte hineindenkt, wird den Glauben des Volkes verstehen.



Die Schwedenschanze bei Zülz.

Als zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges die Schweden in die Nähe von Zülz kamen, hatte sich ein alter Oberst durch seine Plünderungszüge, die er unter Torstensohns Führung mitmachte, besonders hervorgetan und war darum durch seine Grausamkeit von den Einwohnern besonders gehaßt worden. Dieser Oberst suchte die armen Gefangenen, namentlich Priester und Klosterbewohner, durch unmenschliche Grausamkeit zum Geständnisse zu bringen, wo Schätze verborgen wären. Seine Grausamkeit bestand in den gefürchteten „Schwedennägeln“, wobei den armen Opfern lange Eisennägel unter die Fingernägel getrieben wurden, oder in dem Schweden-
tränke, wobei den Gequälten ekelhafte Mistjauche eingetränkt wurde.

Dieser Oberst nun war auf dem sogenannten Schwedenberge bei Zülz von einem seiner eigenen Soldaten ermordet und in seiner mit Gold und Edelsteinen geschmückten Uniform begraben worden.

Aber im Grabe hat dieser grausame Offizier wegen seiner vielen Schandtaten keine Ruhe gefunden, sondern ist um Mitternacht dem Grabe entstiegen, hat sich auf den nächsten Hügel begeben und sucht dort mit dem Degen herum, um die Leute zu erschrecken.

Vor langer Zeit nun wollten Leute, die es nach den in ihm verschlossenen Kostbarkeiten gelüstete, das Grab öffnen. Einige Bur-
schen, die sich auf ihre Beherztheit besonders viel zugute taten, be-
gaben sich einige Zeit vor der mitternächtigen Stunde hin zum Grabe



und fingen an, dasselbe zu öffnen. Als sie etwa eine halbe Stunde gegraben hatten, schlug die Uhr zwölf. Sobald hörten sie einen furchtbaren Knall und sahen zu ihrem Schrecken den Obersten in seiner geschmückten Uniform, mit dem Degen um sich schlagend, auf sie zukommen. Das konnten die Burschen nicht ertragen und nahmen Reißaus. Einer der Burschen fiel auf der Flucht in die Biala und ertrank darin.

Auf der Höhe des Berges sieht man noch heute eine Vertiefung, die die Stelle des Grabes des Obersten bezeichnen soll. Noch oft soll sich dieser den erschreckten Bewohnern gezeigt haben, bis ein gottesfürchtiger Mann hundert Seelenmessen in Annaberg habe lesen lassen. Von da ab zeigte sich das Gespenst nicht mehr.



Das versunkene Schloß in den „Erlen“ bei Oberglogau.

ort, wo jetzt unergründliche Moräste lagern, stand einst ein herrliches Schloß, dessen Türme sich hoch gen Himmel emporreckten. Die Morgensonne spiegelte sich in ihren Fenstern und warf ihre Strahlenbündel von jedem derselben wie aus flammendem Feuer in die gesegnete Landschaft. Ein wunderbarer Park umschloß die Burg. Er tönte von dem Gesange fröhlicher Vögel wieder. Farbenfreudige Blumen lugten aus grünen Wiesen himmelan.

Nicht immer wohnten in diesem schönen Schlosse edle Menschen. Es kam die Zeit, da sie entarteten und statt eines ruhmreichen

Ritters darin ein Wüfling seine Wohnstatt aufgeschlagen hatte. Von Gott und den erhabenen Lehren des Christentums wollte dieser nichts wissen. Nur dem rohen Genuße waren er und seine Genossen hingegeben. Jede ehrliche Arbeit mieden sie.

Um nun die nötigen Mittel zu erlangen, ihren schwelgerischen Neigungen nachgehen zu können, wurden sie Raubritter wie so viele Ritter ihrer Zeit. Wer des Weges kam, ward beraubt, ob es ein reisender Kaufmann, ein andächtiger Mönch, ein fahrender Schüler, ein harmloser Arbeitsmann oder ein redlicher Bauer war, der die Früchte seines Fleißes in die nächste Stadt bringen wollte.

Einst hatte ein armer Bauer, der in dieser Gegend wohnte, seine einzige Kuh verkauft, weil es ihm am nötigsten fehlte, sein und seiner Familie Leben zu fristen. Als er nun mit dem Erlös für den Verkauf der Kuh sorglos seine Straße dahinzog und daran dachte, wie er daheim Frau und Kinder mit seinem „Mittebringsel“ erfreuen würde, nahen sich ihm plötzlich die Unholde des Schlosses. Sie fielen über ihn her, beraubten ihn seiner ganzen Habe, und als er wagte, sich zu verteidigen, schlugen sie ihn grausam nieder, also, daß er tot am Wege liegen blieb.

Daheim aber wartete sorgenvoll und ängstlich die Frau des Bauern. Als er bis zum späten Abend nicht heimkam, lief sie verängstigt hinaus, ein Unheil ahnend, ihn zu suchen. Zu ihrem Entsetzen fand sie ihn endlich nach langem vergeblichen Umherirren tot am Wege liegen.

Wie weinte und jammerte da die arme Frau! Vor Verzweiflung rang sie die Hände, drohte mit ihren Fäusten nach der verrufenen Burg mit den verruchten Mordgesellen und stieß einen herzerbrechenden Fluchschrei gegen die Mörder aus.

Als ob der Himmel den Fluch der Frau zu dem seinen gemacht hätte, schickte er auf der Stelle ein entsetzliches Unwetter. Die Erde bebte. Blitze zuckten hernieder und spalteten das Erdreich an der Stelle, wo das Schloß stand, und die Erde verschlang alles, Burg und Park und Raubgesindel, wie in einen unermesslichen Rachen, so daß nichts mehr von der alten Pracht zu sehen war. Und das ganze Erdreich sank immer tiefer und tiefer, und Wasser drangen hervor und schufen Sümpfe und Moräste, neben denen üppig Erlen wucherten und die Moräste mit einer trügerischen Decke belegten. —

Einst kam auch ein lebensmüder Jüngling in diese Gegend. Er sah das Brunnlein am Eingange der „Erlen“ und daneben eine besonders große Erle mit mächtigen Ästen. Hier wollte er seinem Leben ein Ende bereiten. Er legte den mitgebrachten Strick über einen Ast und wollte seinen Kopf gerade in die todbringende Schlinge stecken, als er eine wunderbare Erscheinung hatte. Die Jungfrau Maria erschien ihm, wie er sie oft in dem Bilde von der „Immerwährenden Hilfe“ gesehen hatte und schien ihm freundlich zuzuwinken und neuen Lebensmut einzuflößen. Da warf er den Strick von sich, ging weg von jener Stelle und lenkte seine Schritte zum nahen Kloster. Hier trat er ein und wurde ein frommer Mönch. Zum Gedenken der wunderbaren Erscheinung hat man am Eingange der „Erlen“ das Muttergottes-Bild aufgestellt.

*



Der Feuermann von Panewnik.

Es war einmal ein Bauer; der ging nachts über eine Wiese, auf der es nicht geheimer war. Es ging dort um. Der Bauer hatte es immer nicht glauben wollen und schritt aus, ohne an etwas Arges zu denken. Auf einmal sah er einen hellen Schein vor sich aufleuchten. Der kam näher und näher, und nun erkannte er einen kleinen zwerghaften Mann, umloht von Feuerflammen. Der ging gebückt wie unter einer schweren Last. Deutlich sah der Bauer, daß der Feuermann Steine auf dem Rücken trug. Da wußte er es: Er hatte einen „Grenzsteinversetzer“ vor sich, der als Feuermann umgehen und die Steine, die er aus Gewinnsucht in den fremden Acker hineingeschoben hatte, tragen mußte bis zu seiner Erlösung.

Erschrocken sah der Bauer die unheimliche Erscheinung näher kommen, und nun hörte er den Feuermann ganz deutlich jammern: „Wie schwer ist meine Sünde!“

„Mög’ Gott sie dir verzeihen!“ rief ihm der Bauer zu.

Da richtete sich der Feuermann hoch auf, die Steine fielen ab von ihm, er schüttelte sich, daß die Funken stoben und verschwand. Er wurde nie wieder gesehen.

*



Der Wassermann bei königlich Neudorf.

ine Frau ging nachts zur Osterwäsche an den Bach, der vom Exerzierplatz her aus dem Grudschüßer Walde kommt. Es hatte noch nicht zwölf geschlagen. Sie kniete nieder und betete ein Vaterunser.

Dann stieg sie ins Wasser. Es war nicht allzu tief und reichte nur bis über ihre Knie. Sie bückte sich und wusch sich Gesicht und Oberkörper. Es war ganz still, rundum alles weiß vom Mondlicht; nur der nahe Wald warf Schatten. In dieser Ruhe hörte die Frau deutlich ein Wispern — es kam vom Grunde des Wassers. Sie horchte ängstlich auf — da vernahm sie Stimmen, die aus dem Wasser kamen. Schnell stieg sie aus dem Bach. Aber sie war fromm und wollte nicht nach Hause gehen, ohne den alten Brauch geübt zu haben, wie sie es von Kindheit an gewohnt war. So kniete sie am Ufer nieder, ließ Gesicht und Arme von der Luft trocknen, aber aus Angst vergaß sie das Beten; denn immer noch kamen Stimmen aus dem Wasser herauf.

Auf einmal erhob sich ein kleines Männlein aus den leise fließenden Wellen. Es hatte eine rote Kappe auf, von deren linker Seite es unaufhörlich tropfte. Das Gesicht war breit und alt, die Hände ähnelten Fischflossen. Mit den Händen panschte es im Wasser herum. Mit diesem Plätschern und mit seinen Blicken lockte es die Frau, die wie erstarrt am Ufer kniete. Plötzlich tauchte das Männlein im Wasser unter. Kaum atmete die Frau erleichtert auf, da

war das Männlein wieder da, spielte mit Muscheln und hielt sie ihr entgegen.

Da fiel es der Frau endlich ein, daß sie in ihre Jacke, die am Ufer lag, den Rosenkranz eingewickelt hatte. Sie nahm ihn zitternd an sich, betete ihren Rosenkranz inbrünstig, und der Spuk war verschwunden.

Nun zog sie sich rasch an, schöpfte hastig einen Krug Wasser und ging nach Hause. Wie sie so allein im Mondenschein hinschritt, hörte sie ein leises Lachen hinter sich. Sie sah sich um — da stand das Männlein wieder da. Rasch, ehe sie sich dessen versah, stopfte es ihr die Taschen voll Sand und verschwand.

Halb tot vor Angst und doch glücklich, dem Wassermann entronnen zu sein, kam die Frau zu Hause an. Sie ist nie mehr allein zur Osterwäsche gegangen, auch nie mehr um Mitternacht.



Kunigunde vom Kynast.

er eine Wanderung durch das Riesengebirge unternimmt, verfehlt selten, auch dem Kynast und seiner Burgruine einen Besuch abzustatten. Wenn er die Ruine beschaut, staunt er über die großen Ausmaße, und in seiner Phantasie glaubt er sich Jahrhunderte zurückversetzt in jene Zeit, da die Burg noch keine Ruine war, in jene sagenumwobene Zeit, da die hohen, festen Mauern herrliche Gemächer umschlossen, der Wart vom ragenden Turme Umschau

hielt, ob dem Schlosse Gefahr drohe, stolze Jagdgesellschaften hoch zu Ross über die gewaltige Zugbrücke zogen und eine festgefügte Ringmauer das Burggelände umzog, das eine Welt für sich darstellte.

Einst herrschte in dieser ritterlichen Behausung ein schönes Fräulein. Die Eltern waren ihm früh gestorben und hatten das Mädchen mit dem Besiz allein zurückgelassen. Da sich die Schloßherrin zu besonderer Schönheit entwickelte und noch dazu unermesslich reich war, kamen viele Freier, die sie zur Gattin begehrten.

Kunigunde war der Meinung, daß diese nicht um ihrer Person wegen, sondern lediglich ihres Besizes halber ihre Hand begehrten. So empfing sie die Bewerber kalt und wies sie alle ab.

Troßdem ward sie von Ungezählten begehrt. Da erklärte sie, daß sie nur den als Herrn vom Rynast anerkennen werde, der den Ritt auf der Burgmauer wage.

Viele Freier kamen, wagten den Ritt um des kostbaren Gutes willen, das ihnen winkte; aber keiner vollendete glücklich den Umritt auf der Mauer. Die Zahl derer, die tot im tiefen Burgwall lagen, war sehr groß.

Stolz ritt Kunigunde über die Zugbrücke und sah die verwesenden Leichen so vieler einst hoffnungsfreudiger Jünglinge; aber ihr Herz blieb kalt bei dem schaurigen Anblicke.

Eines Tages kam auch ein junger Ritter in das Schloß. Sein Wuchs war groß, aus seinem edlen Antlitze schauten treuherzig zwei blaue Augen. Kunigunde erblickte ihn, führte ihn in den Rittersaal und bewirtete ihn köstlich. Bei seinem Anblicke schlug ihr Herz in Liebe, und sie bangte um das Leben des Edlen, den sie so gerne zum Gemahl erkoren hätte. Sie wollte ihn bitten, von dem todbringenden

Ritte Abstand zu nehmen. Aber ihr Stolz siegte über ihre Liebe zu dem schönen Ritter.

Der stieg aufs Ross und ritt mit sicherem Schritt auf der Mauer um die Burg. Dann trat er vor das Edelfräulein. Kunigunde beglückwünschte ihn zu dem Erfolge und trug ihm nun selbst ihre Hand an. Er aber schlug sie aus und ritt mit kühlem Gruß von dannen.

Kunigunde erkannte nun zu spät ihren verbrecherischen Frevelmut und hüßte ihn gebrochenen Herzens in Weltabgeschlossenheit.



Gotische Schöff und der Greif.

In jener Zeit, als der Herzog Volko regierte, machte ein gewaltiger Greif die Gegend am Riesengebirge unsicher. 20 Ellen maß er von Flügelspitze zu Flügelspitze. Mit unbändiger Kraft überwältigte er sogar Ochsen und schleppte sie weg. Kein Mensch war vor ihm sicher.

Deshalb wagte bald kein Bauer mehr, sein Feld zu bestellen, und es brach eine Hungersnot aus.

Da setzte Herzog Volko hohe Preise aus für den, der den gefürchteten Vogel erlegen würde. Viele Ritter unternahmen das Wagnis, den Vogel Greif zu bekämpfen, aber keiner hatte Erfolg. Viele von ihnen kamen elend ums Leben.

Da erklärte der Herzog: „Wer den Greif erlegt, soll meine liebliche Tochter Agneta zur Gemahlin erhalten.“ Wiewohl sie ein in

üppiger Schönheit erblühtes Fräulein war, wagte keiner der Ritter das gefährliche Unternehmen.

Nun lebte in dieser Gegend ein Schaffhirt, namens Gotsche Schoff. Der hatte von dem Versprechen des Herzogs Volko gehört, und es trieb ihn, den köstlichen Preis heimzuholen.

Gotsche Schoff hatte beobachtet, daß der Greif jeden Morgen sein Nest, das sich auf einer hohen Maleiche befand, verließ und erst am Abend, mit Beute beladen, heimkehrte. So machte er sich eines Tages auf, bewaffnet nur mit einer langen Stange und einem scharfen Beile. Er kam glücklich bis zur Maleiche, suchte Reissig zusammen, zündete es an und hielt es mit der Stange unter das Nest, in dem drei junge Greifen lagen. Bald fing das Nest Feuer, und die junge Greifenbrut verbrannte.

Durch Feuer und Qualm wurde der alte Greif herbeigelockt. Er suchte seine Jungen zu retten und versengte dabei seine Flügel, so daß er zur Erde stürzte. Nun hieb der beherzte Jüngling mit seinem Beile auf das ungeschlachte Tier ein und brachte ihm tödliche Wunden bei. Dann ließ er durch Ochsen den Greif bis zur Neuburg schleppen, wo sich der Herzog gerade aufhielt.

Groß war der Jubel des Volkes. Der Herzog lobte den Heldennut des jungen Gotsche Schoff, der auch durch seine edle Gestalt, sein schönes Antlitz und sein würdevolles Verhalten sein Wohlgefallen erregte. Auch Agneta gefiel der edle Jüngling.

Die beschämten Ritter wollten nun den Herzog bewegen, den Hirten mit Geld abzufinden, da es doch nicht angängig sei, daß ein einfacher Hirte Gemahl der schönen Herzogstochter werden könne. Der Herzog aber blieb seinem einmal gegebenen Worte treu. Er schlug den Hirten zum Ritter und schenkte ihm so viel Land, als er

mit seiner Herde an einem Tage durchziehen konnte. So ward Gotsche Schoff ein reicher Ritter.

Der dermaßen Ausgezeichnete aber wollte in jeder Hinsicht den Rittern ebenbürtig werden. Darum zog er aus in die Lande, suchte viele Ritterburgen auf, nahm an manchem Ritterspiel teil und bildete sich so zum gewandten Ritter aus.

Nach zwei Jahren veranstaltete der Herzog ein großes Turnier. Gar viele Ritter traten auf den Kampfplan, und unter ihnen einer, den niemand kannte. Auf seinem Schilde trug er nur drei Greifenköpfe. Er kämpfte mit solcher Geschicklichkeit, daß er unbestrittener Sieger blieb und den Kampfpriis aus den Händen der lieblichen Herzogstochter dargereicht erhielt. Da lüftete er das Visier, und die Jungfrau und der Herzog und alle erkannten ihn. Da war des Herzogs und seines Töchterleins Freude groß. Der Herzog ernannte Gotsche Schoff zum Grafen und richtete ihm eine feierliche Hochzeit mit seiner Tochter Agneta aus. Auch verehrte er ihm die Burg Neuhaus als Hochzeitsangebinde und sagte: „Zur Erinnerung an deine kühne That soll diese Burg fortan Greifenstein heißen.“

Noch heute lebt das Geschlecht Gotsche Schoffs unter dem Namen Schafgotsch und verfügt über umfangreiche Besitzungen im Riesengebirge.

*



Das Männlein am Kobelsberge.

Am frühen Morgen eines schönen Tages, als die Sonne eben aufgegangen war, ging der Bauer Lamm aus Gurschdorf hinaus aufs Feld, Lein zu säen. Als er in der besten Arbeit war, stand auf einmal ein kleines Männlein, das einen breiten Hut über den Kopf gestülpt hatte, vor ihm und sagte: „Bauer, jetzt ist nicht die geeignete Zeit, Lein zu säen. Warte ein wenig, bis ich am Kobelsberge sein und dir winken werde.“

Der Bauer erstaunte über die seltsame Erscheinung. Da er aber in dem Männlein einen Zwerg vor sich zu haben wähnte und an die Macht der Zwerge glaubte, unterbrach er seine Arbeit. In Gedanken versunken, blickte er dem Männlein nach.

Dieses lief mit seinen kleinen Beinen, so schnell es nur laufen konnte. Als es am Kobelsberge angelangt war, blieb es eine Weile stehen, schaute um sich, blickte nach dem Bauern und gab ihm ein Zeichen, mit seiner unterbrochenen Arbeit fortzufahren. Der Bauer säte nun weiter.

Als er zur Erntezeit sein Feld besah, merkte er, daß der Lein, den er auf den Wink des wunderbaren Männleins gesät hatte, viel üppiger stand als der vorher gesäte.

*

Die Abendburg.



Die Abendburg, so sagen die Leute von Schreiberhau, ist einmal eines Königs Schloß gewesen, ward aber verwunschen und in wüßt Gestein verwandelt. Zuweilen nur, je nach langem Raume, in Sankt Johannis heiliger Nacht, erscheint es wieder in alter Pracht. Aufgetan ist dann ein Thor, und wer eintritt, findet wohl Mulden von Gold und Edelsteinen. Aber man muß des Sonntags geboren und annoch unschuldig sein, sonst kann man den Schatz nicht heben, kriegt auch die entzauberte Abendburg nimmer zu schauen.

Die Mär vermeldet, in einer Johannisnacht sei eine arme Frau mit ihrem Kindlein zur Abendburg gekommen. Da hat sich der Fels verwandelt, und die Mutter, ihr Kindlein an der Hand, ist eingegangen in das strahlende Schloß und hat in den Gängen Gold gefunden, das von der Decke herabhing wie Tannenzapfen von den Nadelzweigen. Wie sie nun genug abgebrochen und zusammengerafft hat, ist sie enteilet und hat in der Hast ihres Kindleins vergessen. Draußen erst hat sie mit Schrecken sich umgewandt, es zu holen. Da ist ihr vor der Nase die Thür zugeschlagen und auf einmal die Abendburg wieder wüster Fels gewesen, und drinnen war das Kindlein. Geweinet und sich das Haar geraufet hat die Mutter, auch vor Verzweiflung das Gold weggeworfen, weil das sie nicht glücklich machen konnte, nun ihr Kindlein verloren. Aber wie sie nach Jahresfrist zur Abendburg gekommen ist, sich auszuweinen, hat sich der Felsen aber-

mals zum Schlosse verwandelt, und siehe, drinnen an einem steinernen Tische sitzt das Kindlein frisch und gesund, einen Apfel in der Hand, und winket lächelnd der Mutter, hereinzukommen. Diesmal hat die Mutter nicht nach den kalten Schätzen gegriffen, sondern nach dem lieben Kindlein, ist mit ihm eilend zum Burgtor hinaus und hat das Wiedergefundene geherzet und geküßet. Der Apfel aber ist eitel Gold geworden, also daß die Mutter von ihrer Armut fürder frei gewesen ist.



Von den Schäzgefuchenden Walen.

vor hundert Jahren lebte in Agnetendorf im Riesengebirge ein Mann, namens Sommer, bei dem sich alljährlich stets um dieselbe Zeit ein schwarz und unheimlich aussehender Fremdling einstellte, der fast wie ein Geistlicher gekleidet war, und Nachtquartier verlangte. Der Fremde gab sich für einen Welschen aus Italien aus und suchte den Sommer zu bereden, ihn zu begleiten; er wolle ihm mancherlei Schätze im Riesengebirge weisen. Allein Sommer fürchtete sich vor ihm und ging nicht mit.

Das eine Jahr blieb der Welsche aus. Als aber einst Sommer beim Futtermachen war, erhob sich das vom Winde emporgewirbelte Heu in Form einer menschlichen Gestalt. Da schleuderte Sommer sein langes, scharfes Messer in den Wirbel, worauf die Gestalt, zugleich aber auch das Messer verschwanden. Drei Tage später tritt

der Welsche, der aber etwas hinkt, wieder in Sommers Haus und redet ihm gütlich zu, er habe ihn ja nun schon öfters besucht, Sommer möge doch nun auch einmal in seine welsche Heimat kommen, um zu sehen, wo und wie er wohne und wie alles bei ihm eingerichtet sei. Da erwidert Sommer: „Ja, ich will mit dir gehen, aber sehr weit komme ich nicht, ich bin schon zu alt.“

Hierauf breitete der Welsche seinen Mantel aus, auf dem die beiden Platz nahmen. Der Mantel trägt sie alsbald durch die Lüfte bis zu einer großen, wunderschönen Stadt zu einem prächtigen, sechsstöckigen Hause, dem Hause des Welschen. In fürstlich eingerichteten Räumen wird hier dem Gaste ein herrliches Mahl vorgesetzt, und er erblickt voller Verwunderung neben seinem Teller das Messer, das er in den Henuwirbel geschleudert hatte. Da ruft er aus: „Wie kommt mein Messer hierher?“ Und der Welsche erwidert in freundlich ernstem Tone: „Ich habe dir Gutes erweisen und dir die Schätze in deinem Gebirge zeigen wollen. Anstatt mir zu folgen, hast du dein Messer nach mir geworfen und mich am Beine verletzt.“ Trotz seines gütigen Wesens flößte der Welsche aber dem Sommer Furcht ein, so daß er dringend nach Agnetendorf zurückverlangte.

Da breitete der Welsche abermals seinen Mantel aus, und sie flogen durch die Lüfte zum Sommerschen Häuschen zurück. Von dort flog der gefürchtete Fremdling auf seinem Zaubermantel wieder über die Berge davon.

*



Wie Rübezahl zu seinem Namen kam.

Der Herr der Berge kam einst in die Oberwelt und sah daselbst eine blühende Jungfrau mit ihren Freundinnen spielen. Da sein Herz in Liebe für die holdselige Gestalt erglühete, zog er sie durch List in sein unterirdisches Reich hinab. Wie sehr er ihr auch zugetan war und wie er ihr auch jeden Wunsch zu erfüllen bestrebt war, die schöne Jungfrau blieb doch traurig. Der verliebte Berggeist sann auf die verschiedensten Mittel, die Traurigkeit des lieben Mädchens zu bannen. So brachte er ihr einst einen Korb mit Rüben und gab der Fürstentochter Emma, das war ihr Name, die Macht, die Rüben in die Personen zu verwandeln, die ihr die liebsten waren. Sie sprach nun bald das Zauberwort, und sofort standen ihre lieben Freundinnen, mit denen sie damals gespielt hatte, als sie in die Bergewelt verzaubert wurde, in Frische und Fröhlichkeit vor ihr. Doch das Glück währte nicht lange. Nach einigen Monaten welkten ihre Freundinnen hin und wurden alte Weiber. Das verdross Emma sehr, und sie machte dem Berggeiste den Vorwurf, daß er sie betrogen habe.

Nun besorgte sich der um das Wohl seiner lieben Genossin bekümmerte Beherrscher der Berge neuen Rübensamen und steckte ihn in das Erdreich. Die Rübensaat schoß lustig auf und versprach in kurzer Zeit eine reiche Ernte. Emma ging täglich hinaus auf das Ackerfeld. Aber Kummer und Mißmut trübten ihre Augen. Sie

weilte am liebsten in einem düstern Tannenwäldchen am Rande eines Baches und warf Blumen hinein, die in den Obergrund hinabflossen.

Ein junger Grenznachbar an den Gestaden der Oder, Fürst Ratibor, war nämlich ihr Verlobter. Schon sah das glückliche Paar dem Tage der Vermählung entgegen, als die Braut mit einem Male verschwand. Über diese schreckliche Nachricht wurde der Fürst Ratibor fast rasend. Er verließ seine Residenz, zog menschenfleh in einsamen Wäldern umher und klagte den Felsen sein Unglück. Die treue Emma aber seufzte unterdessen ihren geheimen Gram in ihrem unterirdischen Gefängnis aus. Doch verschloß sie die Gefühle ihres Herzens so fest in ihrem Innern, daß der Berggeist nicht enträtseln konnte, was ihr fehlte. Lange schon hatte sie darauf gesonnen, wie sie ihn überlisten und der lästigen Gefangenschaft entrinnen möchte. Nach mancher durchwachten Nacht sann sie endlich einen Plan aus, den sie durchzuführen beschloß.

Der Lenz kehrte in die Täler zurück. Der Berggeist ließ das unterirdische Feuer in seinem Treibhaus ausgehen, und die Rüben reiften. Die schlaue Emma zog täglich einige davon aus und gab ihnen allerlei Gestalten, dem Anscheine nach, um sich damit zu belustigen. Aber ihre Absicht ging weiter. Sie ließ eines Tages eine kleine Rübe zur Biene werden, um durch sie Kundschaft von ihrem Geliebten einzuziehen. „Fleuch, liebes Biendchen, gegen Aufgang“, sprach sie, „zu Ratibor, dem Fürsten des Landes, und sumse ihm ins Ohr, daß Emma noch für ihn lebt, aber eine Gefangene ist des Geisterfürsten, der das Gebirge bewohnt. Verlier’ kein Wort von diesem Grusse und bring’ mir Botschaft von ihm!“ Die Biene flog alsbald von dem Finger ihrer Gebieterin dem Orte zu, wohin sie gesandt war. Aber kaum hatte sie den Flug begonnen, so schoß eine

gierige Schwalbe auf sie herab und verschlang sie zum großen Leidwesen des Fräuleins. Darauf formte sie vermöge des wunderbaren Stabes, den ihr der Berggeist einst übergeben hatte, eine Grille und lehrte sie gleichen Spruch und Gruß: „Hüpfe, kleine Grille, über das Gebirge zu Ratibor, dem Fürsten des Landes, und zirpe ihm ins Ohr, die treue Emma begehre Befreiung aus ihrer Gefangenschaft durch seinen starken Arm!“ Die Grille flog und hüpfte, so schnell sie konnte. Aber ein langbeiniger Storch stolzierte eben an dem Wege, auf dem die Grille daherzog; er faßte sie mit seinem langen Schnabel und verspeiste sie.

Diese mißlungenen Versuche aber schreckten Emma nicht ab, einen neuen zu wagen. Sie gab der dritten Rübe die Gestalt einer Elster. „Schwanke hin, geschwätziger Vogel“, sprach sie, „von Baum zu Baum, bis du gelangest zu Ratibor, meinem Verlobten. Sag’ ihm an meine Gefangenschaft und gib ihm Bescheid, daß er meiner harre mit Roß und Mann, den dritten Tag von heute, an der Grenze des Gebirges im Mariendale!“ Die Elster gehorchte, flatterte von einem Ruheplatz zum andern, und die besorgte Emma verfolgte ihren Flug, soweit ihr Auge reichte.

Der harmvolle Ratibor irrte noch immer schwermütig in den Wäldern umher. Er saß unter einer schattigen Eiche, dachte an die Prinzessin und seufzte laut. Da rief eine unbekannte Stimme seinen Namen aus. Er horchte auf, sah aber niemand und meinte daher, er habe sich getäuscht, als er wiederum den nämlichen Ruf hörte. Kurz darauf erblickte er eine Elster, die auf den Zweigen umherflatterte und ihn beim Namen rief. „Armer Schwächer“, sprach er, „wer hat dich gelehrt, diesen Namen auszusprechen?“ Da begann die Elster auf dem Baume ihren Spruch herzusagen, den Emma sie gelehrt

hatte. Kaum hatte Fürst Ratibor diese fröhliche Botschaft vernommen, so ward's wieder hell in seiner Seele. Er forschte noch weiter nach den Schicksalen der holden Emma; aber die gesprächige Elfter konnte nichts, als ihren Spruch ohne Aufhören wiederholen und flatterte dann davon. Schnell eilte der Fürst an seinen Hof zurück, rüstete eine Schar Reisige aus und zog mit ihnen ins Gebirge.

Emma hatte unterdessen mit weiblicher Schlaueit alles vorbereitet, um ihr Vorhaben auszuführen. Sie ließ ab, den Berggeist mit ihrem kalten Sinn zu quälen. Er erneuerte nun sein Liebeswerben und wurde nicht zurückgewiesen. Sie begehrte nur noch einen Tag Bedenkzeit, den ihr der Berggeist gern gewährte.

Den folgenden Morgen, kurz nach Sonnenaufgang, trat sie geschmückt wie eine Braut hervor. Ihr blondes Haar war von einer Myrtenkrone überschattet; der Besatz ihres Kleides bligte von Juwelen, und als ihr der Geist im Lustgarten entgegenging, bedeckte sie ihr Antlitz verschämt mit dem Ende des Schleiers. „Himmliches Mädchen“, stammelte er, „weigere mir nicht länger mehr den bejahenden Blick, der mich zum glücklichsten Wesen macht unter der Sonne!“ Die Prinzessin aber zog ihren Schleier noch dichter um sich und erwiderte bescheiden: „Gebieten meines Herzens, deine Standhaftigkeit hat obgesiegt. Doch bange Ahnung zerreißt meine Seele. Du alterst nimmer; aber irdische Schönheit ist eine Blume, die bald dahinwelkt. Woran soll ich erkennen, daß du auch noch als Gemahl so geduldig und liebevoll sein werdest, wie du es als Liebhaber warst?“ Er antwortete: „Fordere einen Beweis meiner Treue oder stelle meine Geduld auf die Probe und schließe daraus, wie stark und unwandelbar meine Liebe ist!“ — „Es sei also“, sprach die schlaue Emma, „ich verlange nur einen Beweis deiner Gefälligkeit: Gehe

hin und zähle die Rüben auf dem Acker! Mein Hochzeitstag soll nicht ohne Zeugen sein; ich will sie beleben, damit sie mir als Kranzjungfern dienen. Aber hüte dich, mich zu täuschen, und verzähle dich nicht um eine; denn das ist die Probe, woran ich deine Treue prüfen will."

So ungern auch der Berggeist in diesem Augenblicke von seiner Braut schied, so gehorchte er doch sonder Verzug. Rasch machte er sich an sein Geschäft und hüpfte so hurtig unter den Rüben herum, daß er bald mit seiner ersten Zählung fertig war. Doch um der Sache recht gewiß zu sein, wiederholte er die Zählung nochmals und fand zu seinem Verdruß einen Fehler in der Rechnung, der ihn nötigte, zum dritten Male zu zählen. Aber auch diesmal ergab sich ein neuer Unterschied, und der Berggeist wurde dadurch immer mehr verwirrt.

Die verschmigte Emma aber hatte kaum ihren Liebhaber aus den Augen verloren, als sie Anstalt zur Flucht machte. Sie hielt schon eine saftvolle, wohlgenährte Rübe in Bereitschaft, die sie flugs in ein mutiges Ross mit Sattel und Zaum verwandelte. Rasch schwang sie sich in den Sattel, flog über die Heiden und Steppen des Gebirges dahin, und der flüchtige Renner trug sie auf seinem sanften Rücken hinab ins Mariental, wo sie ihrem geliebten Ratibor fröhlich in die Arme sank.

Der geschäftige Berggeist hatte sich indessen so in sein Zählen vertieft, daß er von dem, was um ihn her geschehen war, nichts merkte. Nach langer Mühe war's ihm endlich gelungen, die wahre Zahl aller Rüben auf dem Ackerfelde zu finden. Er eilte nun froh zurück, dies seiner Geliebten zu melden; aber er fand sie nicht. Da merkte er Verrat; flugs warf er seine Verkleidung ab, schwang sich als Geist hoch in die Luft und sah den Flüchtling in der Ferne, als

eben das Ross über die Grenze setzte. Wütend schleuderte der ergrimimte Geist der Fliehenden einen kräftigen Blix nach, der eine alte Grenzeiche zersplitterte.

Dann brach sein Unmut in gräßliche Verwünschungen aus, und er vermaß sich hoch und teuer, von dem argen, betrügerischen Menschengeschlechte fernerhin nichts mehr wissen zu wollen.

Während dieses Ereignisses im Gebirge führte Fürst Ratibor die schöne Emma im Triumph an den Hof ihres Vaters zurück. Dann feierte er mit ihr die Vermählung und erbaute die Stadt Ratibor. Die Geschichte von dem sonderbaren Abenteuer der Prinzessin pflanzte sich von Geschlecht zu Geschlecht fort. Und die Bewohner der umliegenden Gegend, die den Berggeist nicht bei seinem Geisternamen zu nennen wußten, gaben ihm seitdem den Spottnamen „Rübenzähler“ oder kurzweg „Rübezahl“.



Rübezahl und der Arzt.

in Arzt aus Schmiedeberg, der auf dem Riesengebirge Pflanzen zu sammeln pflegte, genoß zuweilen die Ehre, sich mit dem Berggeist unbekannterweise zu unterhalten, der sich bald als Holzhauer, bald als Reisender zu ihm gesellte. Er trug ihm öfters das schwere Kräuterbündel ein gut Stück Weges und machte ihm manche, noch unbekannte Heilkräfte kund. Der Arzt, der sich in der Kräuterkunde weiser dünkte als ein Holzhauer, empfand einst diese Belehrung

übel und sprach mit Unwillen: „Der Schuster soll bei seinem Leisten bleiben, und der Holzhauer soll den Arzt nicht lehren. Weil du aber der Kräuter und Pflanzen kundig bist, so sag’ mir doch: Was war eher, die Eichel oder der Eichbaum?“ Der Geist antwortete: „Doch wohl der Baum; denn die Frucht kommt vom Baume.“ — „Narr“, sprach der Arzt, „wo kam denn der erste Baum her, wenn er nicht aus dem Samen sproßte, der in der Frucht verschlossen liegt?“ Der Holzhauer erwiderte: „Das ist eine Meisterfrage, die mir schier zu hoch ist. Aber ich will Euch auch eine Frage vorlegen: Wem gehört dieser Erdengrund, darauf wir stehen, dem König von Böhmen oder dem Herrn der Berge?“ (So nannte man den Berggeist, nachdem man gewöhnt worden war, daß der Name Rübezahl im Gebirge gefährlich war und nur Stöße und blaue Mäler einbrachte.) Der Arzt bedachte sich nicht lange und sprach: „Ich meine, dieser Grund und Boden gehöre meinem Herrn, dem König von Böhmen; denn Rübezahl ist ja nur ein Hirngespinnst oder Popanz, um die Kinder damit bange zu machen.“ Kaum war das Wort aus seinem Munde, so verwandelte sich der Holzhauer in einen scheußlichen Riesen mit feuerfunkenden Augen und wütiger Gebärde. Er schnauzte den Arzt grimmig an und sprach mit rauher Stimme: „Hier ist Rübezahl, der dich popanzen wird, daß dir die Rippen krachen!“ Darauf erwischte er ihn beim Kragen, rannte ihn gegen die Bäume und Felsenwände, riß und warf ihn hin und her, schlug ihm zuletzt ein Auge aus und ließ ihn für tot auf dem Plaze liegen, daß sich der Arzt nachher hoch vermaß, nie wieder ins Gebirge zu gehen.



Kübezahl und der Schäfer.

it einem alten Schäfer, der ein gerader, treuherziger Mann war, hatte Kübezahl Bekanntschaft gemacht und sogar eine Art Freundschaft geschlossen. Er gestattete ihm, mit der Herde bis an die Hecken seiner Gärten zu treiben, was ein andrer nicht hätte wagen dürfen. Der Geist hörte dem Graukopf bisweilen mit Vergnügen zu, wenn ihm dieser seinen Lebenslauf erzählte. Desungeachtet versah's der Alte doch einmal. Als er eines Tages nach Gewohnheit seine Herde in des Gnomen Gehege trieb, brachen einige Schafe durch die Hecken und weideten auf den Grasplätzen des Gartens. Darüber ergrimimte Freund Kübezahl so sehr, daß er einen gewaltigen Schrecken auf die Herde fallen ließ und sie in wildem Getümmel den Berg herabscheuchte, wodurch sie größtenteils verunglückte und der Nahrungsstand des alten Schäfers in solchen Verfall kam, daß er sich darüber zu Tode grämte.

Aus dem schlesischen Gebirge.

Nun werden grün die Brombeerhecken,
 Hier schon ein Weilchen — welch ein Fest!
 Die Amsel sucht sich dürre Stecken,
 Und auch der Buchfink baut sein Nest.

Der Schnee ist überall gewichen,
Die Koppe nur sieht weiß ins Thal.
Ich habe mich von Haus geschlichen,
Hier ist der Ort — ich wag's einmal:
Rübezahl!

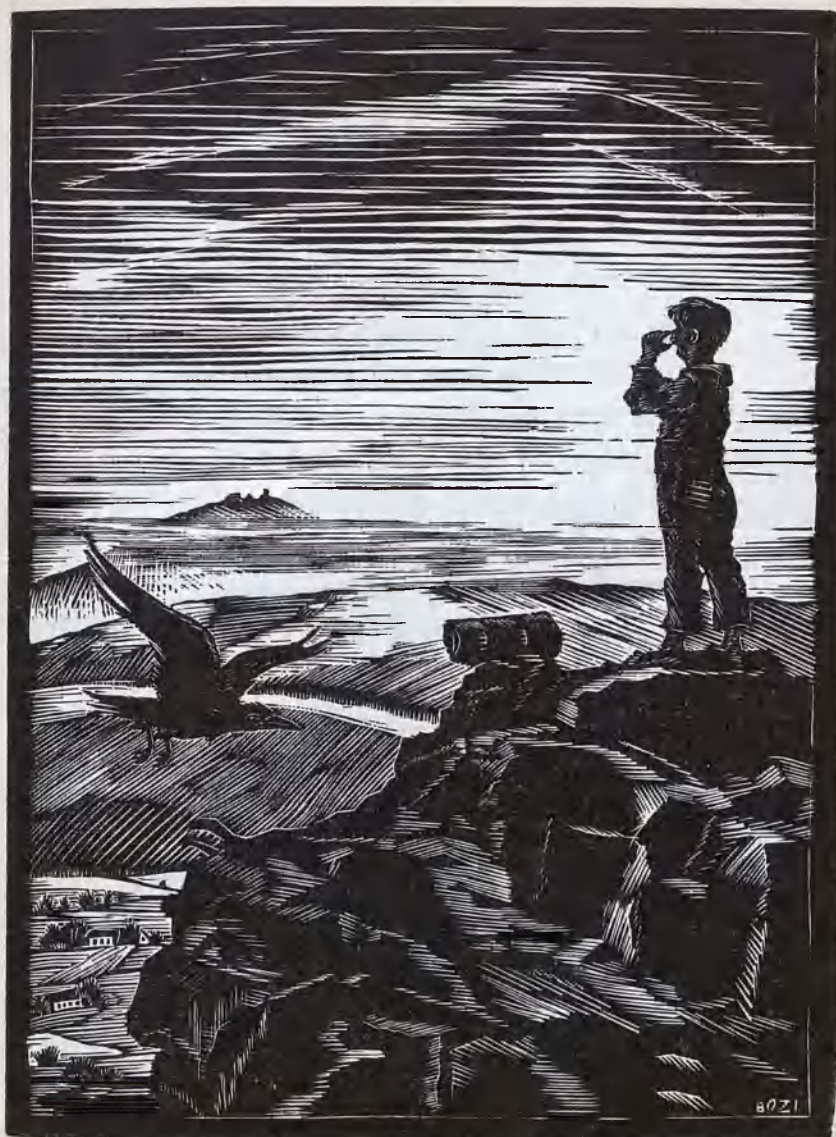
Hört er's? Ich seh ihm dreist entgegen!
Er ist nicht böß. Auf diesen Block
Will ich mein Leinwandpäckchen legen —
Es ist ein richt'ges volles Schock!
Und fein! Ja, dafür kann ich stehen!
Kein bessres wird gewebt im Thal —
Er läßt sich immer noch nicht sehen!
Drum frischen Mutes noch einmal:
Rübezahl!

Kein Laut! — Ich bin ins Holz gegangen,
Daß er uns hilft in unsrer Not!
O, meiner Mutter blasse Wangen —
Im ganzen Haus kein Stückchen Brot!
Der Vater ging zu Markt mit Fluchen —
Fänd' er auch Käufer nur einmal!
Ich will's mit Rübezahl versuchen —
Wo bleibt er nur? Zum drittenmal:
Rübezahl!

Er half so vielen schon vorzeiten —
Großmutter hat mir's oft erzählt!
Ja, er ist gut den armen Leuten,
Die unverschuldet Elend quält!
So bin ich froh denn hergelaufen
Mit meiner richt'gen Ellenzahl!
Ich will nicht betteln, will verkaufen!
O, daß er käme! Rübezahl!
Rübezahl!

Wenn dieses Päckchen ihm gefiele,
Vielleicht gar bät' er mehr sich aus!
Das wär' mir recht! Ach, gar zu viele
Gleich schöne liegen noch zu Haus!
Die nähm' er alle bis zum letzten!
Ach, fiel auf dies doch seine Wahl!
Da löst' ich ein selbst die versetzten —
Das wär' ein Jubel! Rübezahl!
Rübezahl!

Dann trat' ich froh ins kleine Zimmer
Und rief: „Vater, Geld genug!“
Dann flucht er nicht, dann sagt er nimmer:
„Ich web' euch nur ein Hungertuch!“



Dann lächelste die Mutter wieder
Und tischt' uns auf ein reichlich Mahl;
Dann jauchzten meine kleinen Brüder —
O käm', o käm' er! Rübezahl!
Rübezahl!

So rief der dreizehnjäh'r'ge Knabe;
So stand und rief er matt und bleich.
Umsonst! Nur dann und wann ein Rabe
Flog durch des Gnomen altes Reich.
So stand und paßt' er Stund auf Stunde,
Bis daß es dunkel ward im Thal
Und er halblaut mit zuckendem Munde
Ausrief durch Tränen noch einmal:
Rübezahl!

Dann ließ er schnell das busch'ge Fleckchen
Und zitterte und sagte: Hu!
Und schritt mit seinem Landwandpäckchen
Dem Jammer seiner Heimat zu.
Oft ruht' er aus auf moos'gen Steinen,
Matt von der Bürde, die er trug.
Ich glaub', sein Vater webt dem Kleinen
Zum Hunger= bald das Leichentuch!
Rübezahl?!

Ferdinand Freiligrath.



Kübezahl und der Eierhändler.

in Eierhändler wollte einst einen ganzen Korb voll Eier nach dem Markte bringen. Sein Weg führte ihn über das Gebirge. Unterwegs überschlug er sich den Erlös, den ihm die Eier bringen würden. Für die Schönheiten der Natur, die er durchschritt, hatte er kein Auge. Als er müde geworden war, setzte er sich auf einen Stein. Nur ganz kurze Zeit wollte er sich ausruhen, um so schnell wie möglich auf den Markt zu gelangen. Darum legte er nicht einmal seinen schweren Korb nieder.

Wie er sich aber auf den Stein setzte, verschwand dieser plötzlich, und der Eierhändler fiel recht unsanft zur Erde. Was aber aus den Eiern geworden war, kann man sich leicht vorstellen: ein einziger gelber Brei.

Da war der Mann ganz unglücklich. Was sollte er daheim seiner Frau sagen, die schon schmerzlich auf den Erlös der Eier wartete, um den hungrigen Kleinen Brot zu kaufen? Wie er nun so betrübt zur Erde schaut, gewahrt er einen Beutel. Hurtig greift er danach, und, o Staunen! Der Beutel ist voll Geld. Der Eierhändler zählt das Geld und stellt fest, daß es gerade so viel ist, als er für die Eier zu bekommen hoffte.

Beschwingten Fußes und freudigen Herzens trat er nun sofort den Heimweg an.



Kübezahl und der Lautenspieler.

rohgemut, seine Laute auf dem Arme, wanderte einst ein Schüler durch anmutige Täler im Riesengebirge. Immer höher hinauf führte sein Weg durch Wald und Fels. Fürbaß schritt er dahin und sang seine Lust in herrlichen Liedern hinaus.

Da gesellte sich ein junger Mann zu ihm, seines Aussehens ein Student. Der sagte zu dem Schüler: „Gib mir doch auf ein Weilchen deine Laute, damit auch ich dir meine Lieder singe.“ Und er sang, daß dem Schüler sein Herz aufging.

Plötzlich sprang der Student auf einen Baum und sang von dort oben lauter wüste Lieder.

Der Schüler erschrak darob nicht wenig. Als er sich einigermaßen von seinem Schrecken erholt hatte, rief er dem Studenten auf dem Baume zu: „Gib mir die Laute zurück, sonst werfe ich mit Steinen nach dir.“ Da warf der Student die Laute heftig gegen einen Fels nieder, daß es sich anhörte, als ob sie in tausend Stücke zerschellt wäre. Der Schüler bückte sich nach ihr und sah zu seinem großen Erstaunen, daß sie ganz unverfehrt war.

Nun setzte er seinen Weg wieder allein fort. Aber bald geriet er in eine völlig unwegsame Gegend voll Gestrüpp und Morast, so daß er sich in seiner Not nicht zu helfen wußte. Er blieb unschlüssig stehen; denn er wußte nicht, was er nun anfangen sollte. Betrübt schaute er um sich. Weit konnte er nicht blicken; denn schon verhüllte

die Dämmerung mit immer dichter werdendem Nebel die Landschaft.

Endlich faßte er frischen Mut und sang zur Laute ein inniges Lied zum Preise Gottes.

Siehe, da lichtete sich auf einmal der Nebel, und er sah Lichter ganz in der Nähe blinken. Auf diese ging er zu, und bald war er geborgen.



Rübezahl und die gute Mutter.

ines Tages ging Rübezahl in seinem Garten spazieren. Da kam eine Frau des Weges, die seine Aufmerksamkeit erregte. Sie hatte ein Kind auf dem Arme, eines auf dem Rücken, und ein drittes führte sie an der Hand. Ein etwas größerer Knabe trug einen Korb und einen Rechen. Die Frau setzte ihre Kinder auf den Rasen und streifte Laub von den Bäumen. Aber den Kleinen wurde die Zeit lang, und sie fingen an heftig zu schreien. Die Mutter suchte sie zu beruhigen. Sie spielte mit ihnen, sang ihnen ein Liedchen vor und pflückte Erdbeeren und Himbeeren für sie. Aber der Schreier, der vorher auf der Mutter Rücken geritten war, wollte durchaus nicht still werden. Da riß der Frau endlich die Geduld. „Rübezahl“, rief sie, „komm und friß den Schreihals!“

Als bald stand Rübezahl in der Gestalt eines Röhlers vor ihr und sprach: „Hier bin ich; was willst du von mir?“ Die Frau erschrak sehr und antwortete: „Ich bedarf deiner nicht mehr; denn die

Kinder sind jetzt ruhig. Aber Rübezahl sprach: „Weißt du nicht, daß man mich hier nicht ungestraft rußt? Gib mir den Schreier, daß ich ihn fresse!“ Dabei streckte er die Hand nach dem Knaben aus. Aber die Frau stürzte sich auf Rübezahl und faßte ihn bei dem Barte. „Erst mußt du mir das Herz aus dem Leibe reißen“, rief sie, „ehe du mir mein Kind raubst!“ Rübezahl lächelte freundlich und sprach: „Beruhige dich nur, ich bin kein Menschenfresser. Aber laß mir den Knaben, ich will einen tüchtigen Kerl aus ihm machen. Fordere tausend Dukaten, ich zahle sie dir.“ Die Frau lachte: „Nicht um alle Schätze der Welt würde ich meine Kinder hergeben.“ „Törrin“, versetzte Rübezahl, „hast du nicht noch drei Kinder, die dir Arbeit genug machen?“ „Wohl wahr“, antwortete die Frau, „Kinder machen Last, aber auch manche Freude.“

Rübezahl merkte, daß die Mutter den Jungen nicht hergeben wollte. Er fragte nun nach ihrem Manne und erfuhr, daß er ein Glashändler sei, der in seinem Korbe mühsam die Glaswaren aus Böhmen über die Berge hole. Eben war er wieder von Hause fort und sollte morgen zurückkehren. Dabei plauderte die Frau dem Berggeist aus, daß ihr Mann, der Steffen, zwar ein guter Mensch, aber sehr geizig sei.

Hierauf raffte sie das Laub in den Korb und ging nach Hause. Aber je weiter sie kam, desto schwerer wurde der Korb. Sie glaubte, Rübezahl habe ihr einen Poffen gespielt und Steine unter das Laub getan. Daher setzte sie den Korb ab und untersuchte ihn, fand aber nur Laub darin. Weil ihr der Korb zu schwer war, schüttete sie die Hälfte aus und trug ihn mit großer Mühe heim. Dann warf sie das Laub den Ziegen vor, brachte den Kindern das Abendbrot, verrichtete ihr Abendgebet und schlief fröhlich ein.

Als sie am andern Morgen die Ziegen melken wollte, lagen diese tot im Stalle. Ganz betäubt vor Schrecken, sank sie auf ein Bündel Stroh und weinte. Wie sie aber die Augen erhob, blinkte vor ihren Füßen ein Blättchen, das wie Gold schimmerte. Sie blickte in den Futtertrog und sah, daß alles Laub zu Gold geworden war. Schnell schnitt sie den toten Ziegen den Leib auf, und siehe da, da lagen große Goldklumpen in ihrem Magen.

Unterdessen hatte sich Rübezahl vorgenommen, dem geizigen Steffen einen Possen zu spielen. Er ging ihm entgegen und traf ihn auf der Höhe des Gebirges. Steffen hatte den schweren Glaskorb neben sich auf einen Baumstumpf gestellt, um etwas auszuruhen. Da ließ Rübezahl plötzlich einen starken Wind wehen; der Korb stürzte um, und alles Glas lag in Scherben auf dem Boden. Steffen vernahm ein lautes Gelächter aus der Ferne, und da er sah, daß der Baumstumpf verschwunden war, erriet er sofort den Übeltäter. Er schimpfte zwar auf den Berggeist, aber dieser ließ sich nicht sehen.

Voll Kummer trat der arme Mann den Heimweg an. Womit sollte er nun seinen Glashandel wieder in Gang bringen? Da fielen ihm die Ziegen ein, die er zu Hause im Stalle hatte. Die wollte er veräußern, um Geld zum Ankauf neuer Waren zu erhalten. Doch im guten würde seine Frau sie nicht hergeben, das wußte er wohl. Was war nun zu tun? Endlich fand er einen Ausweg. Er erwartete die Mitternachtsstunde und kletterte über den Zaun seines Anwesens. Aber zu seinem Schrecken fand er den Stall offen und drinnen alles öde und leer. Bestürzt sank er auf die Streu, und weil er es nicht wagte, seine Frau zu wecken, blieb er die Nacht hindurch im Stalle.

Am Morgen trat er endlich ganz verzagt in die Stube und berichtete der Frau sein Unglück. Diese lachte über den Schabernack,

den ihm Rübezahl angetan hatte. Da sie aber den Kummer ihres Mannes nicht länger ansehen konnte, erzählte sie ihm bald, wie sie durch den Berggeist zu reichen Leuten geworden waren.



Rübezahl als Wettermacher.

or langer, langer Zeit strebte eine vornehme Gesellschaft, die mehrere Diener bei sich hatte, der Schneekoppe zu. Golden schien die Sonne vom Himmel hernieder. Ein leichtes Lüftchen umfächelte wohlthuend die Damen und Herren. In der lichten Bläue schmetterten die Vögel ihre lieblichsten Weisen den Wanderern entgegen. Was wunders, daß sie in heiterster Laune waren und einander manch lustig Stücklein erzählten!

Auch auf Rübezahl kam die Rede und auf seine große Macht, selbst über das Wetter. „Ihn dürfen wir nicht beleidigen“, sagte ein Herr aus der Gesellschaft, „sonst kann es leicht geschehen, daß uns Rübezahl einen Streich spielt und das Wetter umschlägt.“

Da die Herrschaften der Dienerschaft nicht recht trauten, verboten sie ihr aufs schärfste, Rübezahl zu reizen, und machten sie auf die etwaigen schlimmen Folgen aufmerksam. Die Diener versprachen selbstredend, alles wohl zu befolgen.

Als sie aber eine Strecke Weges von den Herrschaften entfernt waren, da konnten sie sich nicht enthalten, über die Angstlichkeit der

Damen und Herren sich lustig zu machen. Sie überboten sich förmlich in beleidigenden Äußerungen gegen Rübezahl. „Wir wollen doch sehn, ob die Herrschaften recht haben“, sagte ein Diener, und er nannte Rübezahl einen Holzkloß. Ein anderer hieß ihn einen tälischen Narren, ein dritter einen ungeschlachten Kerl. So wanderten sie dahin.

Plötzlich sah die Gesellschaft drohende Wolken aufsteigen, von Süden und Westen. Die Wolken ballten sich immer ungetümer, jagten sich und suchten sich gegenseitig zu verschlingen. Mit Blitzen bekämpften sie sich erst, dann, als sie vereinigt waren, schleuderten sie die Blitze mit vereinter Kraft und Heftigkeit zur Erde, donnerten mit ungestümer Gewalt und schüttelten mit Riesenstürmen die Bäume drunten im Gebirge und lösten mit kraftvollster Wucht selbst Felsen aus ihrem Gestein.

Den Wanderern wurde himmelangst. Sie mußten sich dem Unwetter auf Gnade und Ungnade ergeben.

Endlich holte das Unwetter zum stärksten Schläge aus. Blitze kreuzten durcheinander, die Donnerschläge überstürzten sich. Das ganze Gebirge schien zu flammen. Siehe da, die Wolken wälzten sich mit den Blitzen in den tiefen Abgrund und sogen sich in ihn hinein.

Das Unwetter war vorüber. Herrlicher blaute der Himmel als zuvor, schöner sangen die Vögel, die Blumen, die ihre Blüten geschlossen hatten, öffneten sie und erfreuten die Gesellschaft mit dem wunderbarsten Duft.

Die Dienerschaft war nun belehrt. Ein ergrauter Diener raunte den andern zu: „Das war Rübezahl. Nie mehr wollen wir ihn narren und die Befehle der Herrschaft mißachten!“



Die zwei Stöcke.

wei junge Wanderburschen zogen miteinander die Straße dahin. Die Sonne schien heiß. Der Staub der Straße legte sich auf ihre Kleider und ihren Körper und mischte sich mit dem Schweiß, der ihnen vom Antlitz troff.

Der eine der Burschen hatte ein vergrämltes Gesicht. Er blickte aus finstern Augen in die sonnige Welt. Seine Glieder schienen schlaff und kraftlos. Der andre blickte hell und freundlich. Trotz der maßlosen Hitze ging er stramm aufrecht und sang von Zeit zu Zeit ein heiter Wanderlied.

„Laß das Singen!“ herrschte ihn der andre an, „bei unserer Armut muß uns jegliche Laune vergällt werden. Womit werden wir heute unsern hungrigen Magen füttern? Wo werden wir ein Nachtlager finden, da wir kaum einen Heller in der Tasche haben?“

„Sei guten Muts! Gott verläßt die Seinen nicht!“ suchte ihn sein Kamerad zu trösten.

Da fuhr gerade ein herrschaftlicher Wagen vorüber. Auf dem Boß saß neben dem Kutscher ein livrierter Diener. Im Wagen aber machte es sich ein vornehmer Herr bequem.

„Der hat's besser als wir“, klagte der Mißmutige. „Vielleicht hilft er uns“, erwiderte der andere.

Sie liefen hinter dem Wagen her und baten den Herrn um eine Gabe. Sofort ließ der Herr den Wagen halten, stieg aus und hörte aus dem Munde der beiden Burschen, wie es ihnen erging. „Mit

Geld zwar kann ich euch augenblicklich nicht helfen", sagte der Herr, „aber etwas sollt ihr doch haben, was euch vielleicht noch nützen kann.“ Darauf ging er an den Rand der Straße, schnitt zwei Stöcke ab und gab jedem davon einen. Die beiden Wandergenossen schauten einander verdutzt an, nahmen aber doch die Stöcke entgegen, da sie sich nicht trauten, dem vornehmen Herrn die Gabe abzulehnen.

Der Herr stieg wieder in den Wagen und fuhr weiter. Die beiden Wanderer blieben zunächst eine Weile stehen und blickten ihm kopfschüttelnd nach.

Als der Wagen ihren Blicken entschwunden war, warf der Griesgram seinen Stecken weg mit den Worten: „Was soll mir der Plunder! Narren laß ich mich nicht!“ Der andre aber schwang ihn lustig in der Luft und meinte: „So mag er uns zur Kurzweil dienen!“

Gegen Abend kamen sie in eine Schenke. Ihre Mützen hingen sie an den Nägeln an der Wand auf. Wie aber der eine seinen Stecken in die Ecke lehnen will, steht er zu seinem freudigen Schrecken, daß er zu einer Stange Gold geworden ist.

Nun will der Griesgram den halben Stecken haben. Der andre aber sagt: „Hättest du deinen Stecken behalten, so wäre er dir auch zu Gold geworden. Jetzt sieh nach, wo dein Stecken liegt.“

Hurtig eilte Griesgram sofort zurück auf die Straße und suchte den Stecken, jedoch vergebens. Rübezahl hatte dafür gesorgt.

*

Wassermanns Kreite.

Es war einmal ein Wassermann, der freit des Königs Töchterlein.
Er freit sie ganze sieben Jahr, daß er sie nicht erfreien konnt.
Es war einmal des Morgens früh, der Hof da alle voll Reiter stand.
Der Bräut'gam war ein geschwinder Mann. Er schwang sich von
der Kolesse ro.

Er ging wohl in die Stube nein: Gott grüß Euch, liebste Mutter mein!
Gott grüß Euch, liebste Mutter mein! Wo habt Ihr Euer Töchterlein?
Sie ist droben auf der Kammer. Die Hände schlug sie zusammen:
Ach Mutter, liebste Mutter mein! Laßt mich noch ein Jahr eine
Jungfrau sein!

Der Bräut'gam war ein geschwinder Mann; er schwang sich of die
Kolesse druf.

Er fuhr fürwahr im Dorfe nou. — Und wie er auf die Brücke koum, —
Die Brücke war mit Eisa beschlohn, die hat schon viel der Wahne¹⁾
getrohn²⁾, —

Und wie sie auf die Mitte kam, der Brücke Boden fiele nou.

Die Braut, die schwamm om Sande. Der Bräut'gam lag om Rande.
Zieht mir ein schneeweiß Hemblein an, daß ich ja leichter schwimmen
kann.

Wie sie ein Stück geschwommen war, begegnet ihr ein schneeweißer
Schwan:

Nehmt mir den Ring von meiner Hand, den goldnen Ring von
meiner Hand!

¹⁾ Wagen.

²⁾ Getragen.

Die Mutter stand im Zimmer, ihr liebstes Kind sah sie schwimmen.
Ich hab's erkannt im Mondenschein, da sie ertrinken sollt' im Rhein.
Wassermanns Mutter stand im Wasser; sie redete viel Fosse:
Mein Sohn, der hot die zehnte Braut, die ihm im Wasser er-
trunken hat.

Jetzt noch eine, drnochrt wettr kejne!

Vollslieb, mitgeteilt von Langer: Das öfliche Deutschböhmen.



Der schwarze Kluge.

Der schwarze Kluge lebte in Landeshut. Er hatte einen Bruder, der mit dem Sohne des Bürgermeisters dieser Stadt eng befreundet war. Aber die Freundschaft hatte keinen Bestand. Beide gerieten einst in Streit, und der Sohn des Bürgermeisters forderte Kluge zum Zweikampfe heraus. In diesem Kampfe erstach Kluge seinen Gegner. Da er harte Strafe fürchtete, flüchtete er in das Haus seines Bruders, des schwarzen Kluge. Dieser besaß ein kostbares Roß edelster Rasse, das nur mit spanischem Wein getränkt und mit Rosinen gefüttert worden war. „Nimm dieses Roß“, sprach der schwarze Kluge zu seinem Bruder, „es wird dich weit weg tragen dorthin, wo dich kein Häfcher des Rates erreichen kann.“ So entging der Mörder wohl seiner verdienten Strafe. Aber da es ruchbar geworden war, daß der schwarze Kluge seinem Bruder zur Flucht verholfen hatte, ward er vor den Rat geladen, um sich zu verant-

worten. Kluge jedoch erschien nicht. Als die Mannen des Rates ihn mit Gewalt aus seinem Hause holen wollten, verschanzte er sich in ihm und verteidigte sich hartnäckig gegen die bewaffneten Mannen. Diesen aber gelang es doch, in das Haus zu bringen. Sie ergriffen ihn und schleppten ihn vor den Rat, der ihn auf öffentlichem Marktplatz hinrichten ließ.

Einige Zeit darauf wollen Landeshuter Bürger nachts 12 Uhr gesehen haben, wie der schwarze Kluge, seinen Kopf unter dem Arm tragend, über den Marktplatz geschritten ist.



Der treue Hund.

führst du, lieber Leser, von Schweidnitz aus das Schlesiertal stromaufwärts, um dich an der Bergwelt des oberen Weistritztals zu erfreuen, so steige an der Haltestelle Breitenhain aus und wandere, immer am Ufer der Weistritz, bald am linken, bald am rechten, entlang. Nach etwa einer halben Stunde gelangst du an eine gewaltige Sperrmauer. Diese verbindet zwei nahe an die Weistritz tretende Berge und schließt ein seeartiges Becken ab, die Weistritz-Talsperre. Auf der weiteren Wanderung siehst du zur Rechten hoch oben die Ruine einer Burg, die im Mittelalter eine bedeutende Rolle spielte. Nach etwa einstündiger Wanderung von der Sperrmauer aus hast du die Burgruine erreicht. Trittst du in dieselbe ein, so werden besonders zwei Bilder deine Aufmerksamkeit

erregen: Das eine stellt einen Knaben und einen Hund in Lebensgröße dar; das andre zeigt ein Ross, an dessen Steigbügel ein Knabe hängt und dessen Zügel ein Hund fest im Maule hält. Dem liegt folgende Sage zugrunde:

In der Rhnsburg lebte einst ein glückliches Ehepaar, dessen Freude der einzige Sohn war. Dieser Sohn ritt jeden Tag auf einem Pferde zur Schule. Ein treuer Hund begleitete ihn regelmäßig. Ein Stück des Weges war ein besonders gefährlicher, schmaler Karetensteig, der nach der einen Seite steil in eine tiefe Schlucht abfiel.

Eines Tages kam der Sohn nicht zur gewohnten Stunde heim. Ängstlich warteten die Eltern noch einige Zeit. Ihre Sorge um den Knaben wurde immer größer. Sie bangten, dem Knaben könne ein Unglück zugestoßen sein. In ihrer Angst schickten sie zuverlässige Diener aus, den Knaben zu suchen. Diese fanden ihn auch endlich an der gefährvollen Stelle des Karetenweges.

Sie waren entsetzt bei dem Anblicke, der sich ihnen bot: Der Knabe hing an einem Steigbügel mit nur einem Fuße und konnte jeden Augenblick den tiefen Felsenabhang hinunterfallen. Der Hund aber hielt die Zügel des Pferdes fest. Er hatte offenbar das sich bäumende Pferd zum Stehen gebracht und so das Schlimmste verhütet. Die Diener befreiten sofort den Knaben aus seiner verzweifelten Lage und brachten ihn nach Hause.

Hier lag er stundenlang besinnungslos. Als er seine Besinnung wiedererlangt hatte, erzählte er, daß sich das Pferd an jenem Karetenwege gebäumt und ihn abgeworfen habe. Mehr wußte er nicht mehr; denn er hatte sofort die Besinnung verloren. Die Schilderung der Knechte, in welcher Lage sie den Knaben gefunden hatten, machte den Eltern das ganze Vorkommnis klar.

Der glückliche Burgherr ließ darauf durch einen geschickten Maler den Vorgang festhalten und die Bilder in der Burg zum ewigen Gedenken an die Treue des Hundes, die dem geliebten Knaben das Leben gerettet hatte, aufhängen.



Der Zwerg als freiersmann.

zwischen Görtelsdorf und Leutmannsdorf liegen die Zwergsteine, die von Zwergen bewohnt wurden. Diese waren nur zwei Spannen lang, und ihre Füße waren gar komisch gebildet, Gänsefüßen nicht unähnlich. Alle trugen lange Bärte und waren zumeist mit einem grauen Mantel und einer Kapuze bekleidet. Sie waren sehr scheu und zeigten sich den Menschen nur flüchtig. Obwohl sie den Menschen sonst nicht zu schaden suchten, kann man doch annehmen, daß sie nicht so gutartig waren. Dies beweist folgender Vorfall.

An einem schönen Herbsttage bestellte ein Bauer seinen Acker. Da gesellte sich zu ihm ein Zwerg, der die Tochter des Landmanns als Braut begehrte. Dieser aber faßte die Bewerbung als schlechten Scherz auf und entgegnete höhnisch: „Wie kannst du mit deinen häßlichen Füßen meine große, schöne Tochter verlangen, du kleiner Knirps!“ Über diese Worte ergrimimte der Zwerg derartig, daß er an dem Bauer empor sprang, ihm eine tüchtige Ohrfeige gab und dann schnell verschwand. Es dauerte erst eine Weile, ehe der verdurstete Bauer wieder richtig zur Besinnung kam. Von einer bösen Ahnung

ergriffen, eilte er nach Hause und fragte sogleich nach seiner Tochter. Diese aber war zu seinem größten Schrecken nirgends zu finden. Man suchte sie viele Tage lang, aber sie blieb für immer verschwunden. Da jammerte der Bauer oftmals: „O hätte ich doch den Zwerg seiner Gänsefüße wegen nicht verhöhnt!“



Der Lindwurm im Keller zu Schweidnitz.

In einem Hause der Kupferschmiedestraße zu Schweidnitz gibt es im Keller einen Brunnen. Zwei- wo nicht mehrmal sind einst in jenem Keller Dienstmädchen verschwunden. Eimer, die sie zum Wasserholen mitgenommen, verblieben von ihnen als einzige Spur. Trotzdem versuchte eine dreiste Magd, die eben neu in Dienst getreten, ungläubig den Gang zum Brunnen. Eine männliche Person aber schleicht ihr nach, blinzt durch die Türspalte und sieht, wie ein Lindwurm urplötzlich aus dem Brunnen aufsteigt, die Schöpfende packt und hinabführt, bevor es möglich ist, Hilfe zu leisten. Niemand wollte nun mehr den Keller betreten, noch mit dem Lindwurm sich einlassen. Ein Verbrecher endlich, über den das Todesurteil schon gesprochen war, erklärte sich bereit, wenn man ihm alles gewähre, was er dazu bedürfe. Darauf läßt er sich eine Rüstung aus lauter kleinen metallenen Spiegeln anfertigen, legt sie an und steigt nach dem Keller. Der Lindwurm stutzt, als er, beim Scheine mitgenom-

mener Kerzen, in den Spiegeln sich tausendfach selber zu sehen kriegt. Diesen Augenblick benutzte der Kühne, ihn zu erlegen und so doppelt sein Leben zu retten. Zum Andenken hieran sei, so berichtet die Sage, ein Kruzifix in dem Keller aufgerichtet worden.

Jüngerer Zeit nun ward selbiger zu einer Seifensiederwerkstatt in Benutzung genommen. Behufs einer Raumbewinnung für Gerätschaften ging man daran, eine augenscheinlich ausgemauerte Nische aufzudecken. Da fand sich, daß die Mauer einen hohlen Raum abschloß, und dahinter war wirklich ein steinern Kruzifix angebracht. Nun wollte abermals niemand den Keller betreten. Man führte die Mauer wieder auf und gab das Bildnis seiner Verborgenheit zurück.



Die Sage vom Schweidnitzer Ratsherrn.

Es lebte vor Zeiten ein Ratsherr zu Schweidnitz, der mehr das Geld liebte als Gott. Er hatte eine Dohle abgerichtet, durch eine abgebrochene Glasscheibe des vergitterten Fensters in die seinem Hause gegenüberliegende Ratskammer einzufliegen und ihm daraus ein Stück Geld zu holen. Das geschah jeden Abend, und sie brachte ihm im Schnabel eine der goldnen oder silbernen Münzen, die gerade von der Stadt Einkünften auf dem Tische lagen. Die andern Ratsherren gewahrten endlich die Verminderung des Schatzes und beschloßen, dem Diebe aufzulauern. Bald fanden sie, daß die



Dohle nach Sonnenuntergang geflogen kam und ein Geldstück wegpickte. Sie zeichneten darauf einige Stücke und legten sie hin; auch diese wurden von der Dohle nach und nach abgeholt. Nun saß der ganze Rat zusammen, nahm die Sache in Beratung und beschloß, falls man den Dieb herausbringen würde, so solle er oben auf den hohen Kranz des Rathsturmes gesetzt werden; entweder müsse er da oben verhungern oder unter Lebensgefahr außen bis auf den Erdboden hinabsteigen. Unterdessen wurde in des verdächtigen Rathsherrn Wohnung geschickt, und man fand nicht nur den fliegenden Boten, sondern auch die gezeichneten Geldstücke. Der Missetäter bekannte sein Verbrechen und unterwarf sich willig dem Spruche. Man wollte diesen zwar wegen des hohen Alters des Rathsherrn mildern; aber er gab es nicht zu, sondern stieg vor aller Leute Augen auf den Kranz des Turmes. Als er dann auswärts hinabzusteigen versuchte, kam er bald auf ein steinernes Geländer, konnte aber nun weder vornoch rückwärts und mußte stehen bleiben. Zehn Tage und Nächte stand der arme Greis da zur Schau, daß es einen erbarmte, ohne Speise und Trank, bis er endlich reu- und bußfertig durch Hunger sein Leben endete. In der Folge wurde sein steinernes Bild nebst dem der Dohle auf jenes Turmgeländer gesetzt, im Jahre 1642 aber durch einen Sturmwind heruntergeweht.

*



Der Otternkönig an der Heuscheuer.

or langer, langer Zeit spielte sich folgendes Ereignis bei Passendorf an der Heuscheuer ab:

Einst ging die fleißige Katharina mit ihrer Mutter hinaus, für ihre Ziegen an den Abhängen des Gebirges Futter zu schneiden. Da sie beabsichtigten, den ganzen Tag über fleißig zu arbeiten, nahmen sie sich Vorräte mit: Brot, Milch und dazu eine Schüssel. In einem weißen Linnentuche hüllten sie Brot und Schüssel ein. Diese Vorräte sicherten sie in einer kleinen Felsenhöhle und machten sich an die Arbeit.

Gegen Mittag kehrte Katharina an den Ort zurück, an dem sie die Vorräte aufbewahrt hatten, suchte Reisig zusammen, zündete ein Feuer an und wärmte die Milch. Die Schüssel mit der Milch stellte sie auf das weiße Linnentuch.

Dann ging sie, ihre Mutter zu rufen. Diese zögerte aber eine Zeit, weshalb Katharina allein zur Ruhestelle zurückkehrte.

Was mußte sie da sehen! Eine in den wunderbarsten Farben schillernde Otter tat sich an der Milch gütlich. Neben der Otter gewahrte sie eine kleine goldene Krone, deren Glanz ihr beinahe die Augen blendete. Hastig griff sie danach. Sollte dies etwa des Otternkönigs Krone sein?, dachte sie bei sich und machte sich daran, ihrer Mutter freudestrahlend die Krone zu bringen.

Die Otter hatte dies bemerkt. Als sie sah, wie sich die schöne

Maid entfernte, ließ sie einen durchdringenden Pfiff ertönen, der Katharina durch Mark und Bein ging. Heftig erschrak sie. Sie hielt einen Augenblick inne und gewahrte zu ihrem Entsetzen, wie eine Menge Ottern herzukamen, und wie sich alle an ihre Verfolgung machten. Das ist also doch der Otternkönig, sagte sie bei sich und lief, so schnell sie nur laufen konnte, dem heimatlichen Dorfe zu.

Schon waren ihr die Ottern nahe auf den Fersen. Da kam sie auf den klugen Gedanken, in Zickzacklinien zu laufen. So wurden die Ottern jedesmal, wenn sie vom graden Wege abbog, getäuscht, sie schossen zunächst gradlinig weiter, um dann der von Katharina eingeschlagenen Richtung zu folgen.

So kam das kluge Mädchen glücklich bis an das Vaterhaus, sprang über die Schwelle der Haustür, schlug die Tür schnell zu und ward gerettet. Die Ottern aber erschlugen ihren König.

Die Krone wuchs von Tag zu Tag, und das fleißige Mädchen und seine Eltern waren reich ihr Lebtag.



Der Teufelsaal im Neuroder Schlosse.

Im 16. Jahrhundert lebte im Schlosse zu Neurode der Ritter Georg von Stillfried, der bei jeder nur möglichen Gelegenheit fluchte. In seinen Flüchen spielte das Wort „Teufel“ eine Hauptrolle.

Wohl kannte das edle Fräulein Rosina von Schafgotsch diese gotteslästerliche Angewohnheit des Ritters. Trotzdem gab sie ihm

das Jawort, als er um sie freite, jedoch nur unter der Bedingung, daß er sich aus Liebe zu ihr das Fluchen abgewöhne. Georg von Stillfried gab das Versprechen, und die Hochzeit fand statt.

Eine Zeitlang enthielt sich auch der Ritter des Fluchens. Wenn er in die treuherzigen Augen seines lieben Weibes schaute, schämte er sich, daß er einst im Banne des Satans gestanden hatte.

Doch leider hatte sein Vorsatz keinen Bestand. Er fiel gemach in sein altes Laster zurück. Seine Frau war darüber unglücklich und hat ihn ein übers andre Mal, doch seines Versprechens eingedenk zu sein, das er ihr einst gegeben hatte. Vergebens!

Diese Gewohnheit des Fluchens aber war nicht der einzige Schatten, der auf das junge Eheglück fiel. Ein Leid namentlich bedrückte den Ritter wie seine Gattin: Gott hatte bisher ihre Ehe noch mit keinem Kinde gesegnet. Und wie sehr sehnten sich beide nach einem Sohne!

Da hatte der Graf einst in einer Nacht einen seltsamen Traum. Ein Greis mit wallendem Barte und einem Heiligenschein um das Haupt stand plötzlich vor ihm und raunte ihm feierlich die Worte zu: Glaube nicht, daß Gott einem Sklaven des Teufels einen Sohn schenken wird, der ja nur gar zu leicht auch Erbe seines Fehlers werden könnte. Fluche nicht mehr! Laß den Teufel aus deinen Reden, und Gott wird deines und deiner Gattin sehnlichen Wunsches gedenken.

Am nächsten Morgen ging Georg von Stillfried zur Messe und tat das feierliche Gelübde, nie mehr zu fluchen. Und er hielt es auch. Wer war darob glücklicher als seine edle, fromme Gemahlin!

Was der Greis im Traume versprochen hatte, trat bald ein. Rosina, seine liebe Gemahlin, genas eines Söhnchens. Übergroß war das Glück der Eheleute. Die Taufe wurde mit großer Feierlich-

keit begangen. Freunde und Verwandte kamen zu ihr, brachten sinnige Geschenke und freuten sich mit dem Ritter und seiner Frau.

Der Knabe gedieh prächtig. Vater und Mutter hatten ihre Freude an ihm und glaubten den Himmel auf die Erde gezaubert.

Eines Tages, als die Sonne mit wunderbarem Glanze die Berge um Neurode verklärte, stand Rosina mit dem Knäblein auf dem Arme am Fenster, schaute hinüber nach den lichten Bergen und hinunter in den sonnenbestrahlten Park und genoß ihres seligsten Glückes. Plötzlich schreckte sie zusammen. Sie hörte ihren Gemahl fluchen. Ihr Herz zuckte in harmvoller Qual. Hatte der Teufel wieder Besitz von ihrem lieben Georg ergriffen? Tränen tief empfundenen Schmerzes traten in ihre schönen Augen. In einsamen Stunden, in schlaflosen Nächten lag sie hinfort oft in Tränen aufgelöst. Sie beschwor ihren Gatten, doch das Fluchen zu lassen. Der aber raunte sie zum ersten Male seit seiner Hochzeit barsch an: „Ach was, ein Ritter muß auch derbe Worte führen können, sonst haben die Knechte keine Furcht und Achtung vor ihm.“ Und er fluchte wieder wie früher.

Bald nahte der erste Jahrestag der Geburt des Söhnleins. Bei einem gelegentlichen Besuche ihres Schwagers, Heinrich von Stillfried, des ältesten Bruders ihres Mannes, der auf Schloß Mittelsteine in der Grafschaft Glaz saß, klagte die gekränkte Frau diesem ihr Leid. Heinrich sagte ihr: „Ich werde schon Rat schaffen, dem Bruder das Fluchen abzugewöhnen, wenn auch du ein schweres Opfer bringen kannst.“

„Ich bin zu jedem Opfer bereit“, antwortete die edle Frau.

Nun beriet Ritter Heinrich von Stillfried mit ihr einen Plan, dem sie, wenn auch schweren Herzens, zustimmte.

Der erste Jahrestag der Geburt des Söhnchens sollte, wie es nicht anders in Ritterkreisen Brauch war, überaus festlich begangen werden. Einladungen ergingen an alle näheren und entfernteren Verwandten und an die Freunde der Eheleute. Aber, siehe da! Einer nach dem andern erklärte, daß er zu seinem großen Bedauern verhindert sei, an dem schönen Feste teilzunehmen. Als letzte Absage erschien die des ältesten Bruders des Grafen. Als der Bote Heinrichs den Absagebrief brachte, fluchte Georg von Stillfried erbittert und rief zornig aus: „So mögen alle Teufel der Hölle kommen und feiern.“ Der Bote überbrachte diese Fluchworte dem Grafen Heinrich.

Am ersten Geburtstage des gräßlichen Sprößlings nun stand der Graf erzürnt am Fenster des Saales und starrte hinunter auf den Hof. Plötzlich erschrak er, wurde bleich, zitterte am ganzen Leibe und stierte entsetzt auf das Bild, das sich ihm bot. Wirkliche Teufel kamen an, hoch zu Ross, fürchterlich anzusehen. Die Diener, die sie sahen, stoben auseinander und flüchteten. Der Graf, verstört ob des Anblickes, eilte in den Park und hielt sich aus Furcht versteckt.

Bald hörte er vom Saale her ein Poltern und Krachen, Dröhnen und Klirren. Was sollte das sein? Plötzlich erinnerte er sich seiner Frau und seines Kindes, die ja noch im Schlosse bei den Teufeln sein mußten. Ein treuer, beherzter Diener sah den Grafen in seiner Verzweiflung die Hände ringen. Er ging zu ihm hin und hörte seine flehentliche Bitte, ins Schloß zu gehen und Frau und Kind zu retten. Der Diener bekreuzigte sich, ging ins Schloß und sah die Teufel beim Gelage, aber die Gräfin und ihr Kind fand er nicht.

Der Graf war ganz verzweifelt. Er machte sich die bittersten Vorwürfe, daß er das Leben seiner Frau und seines unschuldigen Kindes auf dem Gewissen hatte. Erst als die Teufel das Schloß

wieder verlassen hatten, wagte er sich hinein. Aber Frau und Kind waren verschwunden. Was sollte ihm nun das schöne Schloß, ihm, dem Mörder von Frau und Kind! Er war verwitwet und verwaist. Seine Ruhe war dahin. Er war tief unglücklich.

In seiner tiefsten Bedrängnis suchte er seinen ältesten Bruder auf und flehte ihn um Trost. „Du hast das Unglück selbst heraufbeschworen“, sagte der, „die Teufel, die du herbeigerufen hast, sind nun wirklich erschienen. Ich kann dir nur den Rat geben: Laß das unselige Fluchen, und Gott wird schon helfen.“

Der Graf ging in sich. Jeden Morgen nahm er sich vor, nie mehr zu fluchen. Und er hielt den Vorsatz.

Vier Jahre waren seitdem vergangen. Das Knäblein war fünf Jahre alt geworden. Als am fünften Geburtstage der Graf vom Felde heimkehrte, hörte er schon im Hofe vom Saale her heitere Stimmen, und am Fenster sah er seine Gattin und seinen fünfjährigen Sohn, der zu einem bildhübschen Knaben mit blondem Gelock erblüht war.

Freudig sprang er hinauf. Sein ältester Bruder eilte ihm entgegen und enthüllte ihm das Geheimnis, daß er und die andern Geladenen vor vier Jahren in Teufelsgestalt erschienen waren, um ihn von seinem Laster zu heilen, und daß er Frau und Kind auf sein Schloß gebracht hätte, wo sie in schmerzlicher Sehnsucht auf den Tag der Befreiung warteten.

Jetzt erst war das Glück der Grafenfamilie vollkommen. Der Graf war geläutert und hat nie mehr in seinem Leben geflucht.

*

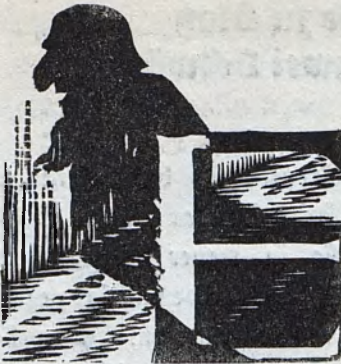


Der Löwe zu Glas mit den zwei Schwänzen.

Die Gläher erfreuten sich der besondern Gunst des Königs Ottokar II. von Böhmen, weil sie in treuer Ergebenheit gegen ihn sich oft heldenmütig gegen seine Feinde verteidigt hatten. In dankbarer Anerkennung ihrer heldenhaften Treue verlieh ihnen der König als Wappenbild einen Löwen und ließ ihnen durch seinen Hofmaler das Wappen kunstgemäß anfertigen. Siehe da, als das Bild in Glas ankam, fehlte dem Löwen der Schwanz. Was aber sollten die Gläher mit einem schwanzlosen Löwen anfangen? Hätte er nicht die Beschauer nur zu Hohn und Spott herausgefordert? Sie schickten daher eine Botschaft zum Könige und ließen ihn bitten, doch das Wappenbild ergänzen zu lassen. Der König willfahrte ihrer Bitte, befahl aber dem Hofmaler, nunmehr dem Löwen noch einen zweiten Schwanz zu malen. Das tat er. Und so bekam der Wappenlöwe zu Glas zwei Schwänze.

*

Dem ewigen Juden.



instmals kam ein alter, gebeugter Mann mit langem, grauem Barte und langherabwallendem, weißem Haar in eine christliche Kirche. Niemand wurde seiner gewahr als ein frommer Student, der Geistlicher werden wollte. Am Tage darauf erblickte er ihn wieder; und er bemerkte, wie sein Auge scheu und ruhelos um sich schaute. Der Student erzählte von seiner Beobachtung dem Geistlichen des Ortes. Der gab ihm den Rat, den Mann nach Namen und Herkunft zu befragen, wenn er ihn noch ein drittes Mal sehen sollte.

In der That sah er ihn bald wieder in der Kirche, und nun fragte er den gebeugten Greis nach seinem Schicksal. Dieser antwortete: „Ich bin der ewige Jude. Als der Herr Jesus unter maßlosen Schmerzen sein Kreuz gen Golgatha trug und unter seiner schweren Last zusammenzubrechen drohte, kam er auch an meinem Hause vorüber und wollte bei mir einkehren, um einen Schluck Wasser zu erbitten. Hartherzig wies ich ihn ab. Da sprach er einen Fluch über mich und verdamnte mich, ruhelos bis ans Ende der Welt herumzuwandern. Nach der Zerstörung Jerusalems bin ich noch einmal in meiner Vaterstadt, die einst den stolzen Tempel trug, gewesen und habe dort mein Haus gesucht. Aber ich habe es nicht finden können; denn es war von der Erde verschwunden. So habe ich auf immer meiner Heimat den Rücken gekehrt und wandere nun ohne Ruhe und Rast auf der weiten Erde. Wo ich anklopfe und um Einlaß bitte,



weist man mich rauh und unbarmherzig ab. Gern will ich ja die gerechte Strafe auf mich nehmen, wenn ich nur am Ende der Tage in den Himmel kommen kann."

Als er dies gesagt hatte, ging er von dannen, und der Student sah ihn nie mehr wieder.

Im Jahre 1648 wurde er wieder gesehen, und zwar in Habelschwerdt. Hier wanderte er von Straße zu Straße und bat um ein Plätzchen, wo er sein müdes Haupt zur Ruhe niederlegen konnte. Als aber die Leute den unheimlich ausschauenden Greis mit den unstet blickenden kleinen Augen und dem verworrenen Barte an seinem grauenhaften Gesichte sahen, flüchteten sie, wie vom Satan getrieben, in ihre Häuser, verschlossen die Türen und verwehrten ihm jegliche Aufnahme. Nur in einem Hause der Weißgerbergasse erhielt er Einlaß und ward von den armen, aber mildrätigen Leuten, die hier wohnten, gastlich aufgenommen. Als er den Leuten von seinem Geschick in Habelschwerdt erzählte, sprach er die weissagenden Worte: „Bald wird der ungastlichen Stadt, die sich nicht einmal eines armen Greises erbarmte, ein großes Unheil widerfahren." Wie der ewige Jude gesagt hatte, so geschah es. Nach einigen Jahren äscherte eine große Feuersbrunst die ganze schöne Stadt ein. Nur die Häuser der Weißgerbergasse blieben vom Feuer unberührt.

Einst sprach derselbe Jude auch auf der Burg Wallenstein, die auf der böhmischen Seite des Riesengebirges trohig in das Land hinschaute, vor und bat den Besitzer derselben um ein Almosen. Aber der rohe, unbarmherzige Ritter ließ ihn mit seinen Hunden von den Dienern hinausjagen. Dafür sprach der Greis einen Fluch über die Burg und ihren Besitzer aus, der bald in Erfüllung ging. Denn sofort ertönte ein furchtbares, donnerartiges Getöse, und wie der alte

Mann aufschaute, erblickte er anstatt der Burg nur einen gewaltigen, kahlen Felsen. Der Jude setzte nun seine Irrwanderung weiter fort. Der Fluch aber, den er ausgestoßen hatte, ruht noch immer auf dem Schlosse Ballenstein und wird so lange wirken, bis ein guter Mensch es davon befreit. Alle hundert Jahre soll der unstete Wanderer vor dem Schlosse erscheinen und wehmütigen Herzens die Wirkung seines Fluches angesichts der kahlen Felsenwände bedauern.



Der General im Eulengebirge.

unge, fürchte dich nicht!" sagte eine Bauersfrau in Rotwaltersdorf zu ihrem Sohne, als dieser die Kühe des Vaters hinaustrieb an die Abhänge des Eulengebirges. „Wovor denn nicht?" fragte der Knabe. „Vor dem General! Das ist ein langer, blasser, finster dreinschauender Mann in militärischer Uniform, die von oben bis unten von Gold stroht. Der Kragen des Rockes ist mit Goldstickerei geziert, die Epauletten, die Knöpfe der Montierung, der Degen — das ist alles von Gold. Du kannst übrigens ganz genau sehen, ob er guter Laune ist oder nicht, wenn du auf die Stiefeln, die er trägt, Obacht gibst. Ist er mit schwarzen Stiefeln bekleidet, dann singe und pfeife dein Liedchen, so laut du willst; er wird tun, als ob er dich nicht bemerkte, und langsam vorübergehen. Hat er aber gläserne Stiefeln an, dann sei stille und duck dich, denn der Arme hat dann seinen bösen Tag und könnte in seiner üblen Laune dir etwas antun."

Zweihundert Jahre wanderte der General auf den Rämmen des Eulengebirges hin und her; nur selten stieg er hinab zu den Bewohnern der Ebene. Niemandem hat er etwas Gutes erwiesen, diejenigen aber, welche ihm absichtlich einen Possen spielten, strafte er hart.

Einmal ging ein Eierhändler von Falkenberg nach Dorfbach und begegnete einem Offizier, der gläserne Stiefeln an den Füßen hatte. Das sah natürlich lächerlich aus, und der Eierhändler bekam Lust, dem ernstesten General einen Streich zu spielen. Er beugte sich nieder, ergriff einen Stein und warf ihn auf den einen Glasstiefel in der Absicht, diesen zu zertrümmern. Er hatte sich aber verrechnet. Der alte General schleuderte mit dem gläsernen Stiefel den Stein mit solcher Gewalt zurück, daß dieser in den Eierkorb fiel und Mann und Korb zu Boden riß. Als sich der boshafte Eierhändler wieder erhoben hatte, gewahrte er, daß sämtliche Eier zerschlagen waren, der General aber mit seinen gläsernen Stiefeln auf der hohen Eule stand. Da schlich er beschämt nach Hause, und die Neckerei ist ihm für immer vergangen.

*



Der Wettlauf mit dem Teufel von Schlegel bis Albendorf.

vor vielen Jahren lebte ein Mann in Schlegel, dem es sehr schlecht ging. Er hieß Zenker. Das Mißgeschick schrieben die Dorfbewohner seiner Gottlosigkeit zu. Endlich hatte er das dürftige Leben so arg satt, daß er hinauseilte auf den Wolfsberg und den Teufel rief. Als der Böse erschien, sagte Zenker: „Mir geht es schlecht, und Gott und die Menschen helfen mir nicht, deshalb komme ich zu dir. Willst du mir tausend Dukaten verschaffen und mir fünf Jahre ein freudvolles Dasein gewähren, so sollst du meine Seele haben, wenn ich bis dahin nicht zu Gott zurückkehre.“ „Gut, ich will deine Wünsche erfüllen. Deine Seele soll mir gehören, wenn du nach Ablauf der Frist den Weg von Schlegel bis zur Albendorfer Kirche nicht binnen einer Stunde zurücklegst.“ Der Teufel lachte grimmig. Er rißte den linken Arm des Zenker, tauchte eine Feder in das fließende Blut und ließ sich damit einen Vertrag unterschreiben. Zenker fand das verlangte Geld und lebte darauf in wilder Lust; denn es glückte ihm alles, was er angriff.

Endlich nahte aber die Stunde, in der er den Teufelslauf machen sollte, und er fühlte Angst und Bangigkeit. Pünktlich stand der Teufel bei ihm, und der Lauf begann. Zenker fühlte seine Knie schlottern. Da erinnerte er sich der gnadenbringenden Mutter Gottes zu Albendorf, von der er vieles gehört, bisher aber nichts geglaubt hatte. Er gelobte ihr, fromm zu werden und von dem Überflusse, den

der Teufel ihm gebracht hatte, die Kirche von Albendorf ausschmücken zu lassen, wenn er glücklich sein Ziel erreichte. Da war es ihm, als schwebe das Gnadenbild vor ihm, das sich in der Albendorfer Kirche in einem Glaskasten auf dem Hochaltare befindet. Seine ganze Besonnenheit kehrte zurück, und er eilte in wildem Laufe dahin. Als die verhängnisvolle Stunde verronnen war, schritt er eben die Stufen zur Kirche hinan, und die Macht des Teufels erreichte ihn nicht mehr. Dieser warf ihm aber wütend den zerrissenen Kontrakt vor die Füße. Zenker dankte in der Wallfahrtskirche Gott für seine Rettung und wurde von der Stunde an ein frommer Mann, der bis an sein spätes Ende ein Wohltäter der Kirche und der armen Menschen blieb.



Die Siebenschläfer.

Vor vielen hundert Jahren sollen sieben Brüder aus Glaz nach Holz auf den Roten Berg gegangen sein und sich in einer Höhle, die noch heute vorhanden ist, niedergelassen haben. Da sie sehr ermüdet waren, schliefen sie ein und kehrten, als sie endlich erwachten, nach der Stadt zurück. Dort fanden sie aber Menschen, die sie nicht kannten, und auf ihre Kleidung zeigten neugierig die Vorübergehenden.

Als sie in das Haus kamen, welches sie bewohnt hatten, fanden sie es völlig umgestaltet, und fremde Gesichter hausten darin. Nun erklärten sie aber, daß das Grundstück ihr Eigentum sei. Da lachte der Besitzer, ein Mann von fünfzig Jahren, und sagte, daß er in dem

Hause geboren worden sei und es von seinem Vater ererbt habe, dessen Wiege ebenfalls hier gestanden habe.

Die sieben Brüder mußten sich nun an den Rat der Stadt wenden und erzählten diesem ihre Geschichte. Die Rathsherren glaubten, sie hätten es hier mit Irrsinnigen zu tun. Einer von ihnen ließ sich jedoch die Geldmünzen aus den Kleidertaschen der Brüder zeigen, schlug dann die städtischen Aufzeichnungen nach und fand, daß die sieben Brüder wirklich die gesetzmäßigen Eigentümer des betreffenden Hauses gewesen und vor hundert Jahren in den Wald gegangen, aber nicht wiedergekehrt waren. Nun verbreitete sich schnell das Gerücht von den sieben Brüdern, die hundert Jahre geschlafen hatten, in der Stadt, und die gute Bürgerschaft übernahm die Auseinandersetzung mit dem Hauswirte und setzte sie in ihre alten Rechte wieder ein.

In welchem Jahrhundert die Rückkehr der sieben Schläfer erfolgt ist, davon ist nichts bekannt.



Die Hirtensteine.

Der Dorfhirt von Rieslingswalde bei Habelschwerdt sammelte bisweilen nur die Herde und führte sie hinaus auf den Weideplatz, überließ aber dann die Aufsicht über dieselbe seinen vier Buben und begab sich ins Dorf zu seinen häuslichen Verrichtungen. Die Gemeinde sah dies zwar nicht gern, weil die Knaben sehr böse waren,

doch wollte sie dem armen Hirten seinen Nebenerwerb nicht gerade wehren.

Eines Tages befanden sich die vier Brüder mit der Herde auf dem Hügel, der sich nördlich vom Dorfe erhebt. Diesmal verübten sie tollere Streiche als je. Bald ritten sie auf den Kindern, bald mißhandelten sie dieselben und jagten sie wild umher. Inzwischen war der Mittag herangekommen. Als die Knaben in die Vorratstasche griffen, die der jüngste trug, fanden sie nur ein Stück trockenen Brotes darin; denn die Mutter hatte ihnen eine bessere Speise nicht mitgeben können. Beim Anblicke des Brotes erbosten sich die vier Buben. Der eine spie auf die Gottesgabe, der andre warf sie zu Boden, der dritte trat sie mit Füßen, und der letzte rollte das Brot gleich einem Steine den Hügel hinab und schlug mit der Peitsche danach. Ein Bauer, der in der Nähe sein Feld bestellte, sah und hörte, was vorging, schritt aber in keiner Weise dagegen ein.

Plötzlich versinisterte sich der Himmel, und mit furchtbarer Gewalt brach ein Gewitter los. Die Kinder eilten brüllend ins Dorf. Die Hirten wollten ihnen folgen. Doch als sie von der Höhe herabkamen, war es, als ob diese durch eine herabfahrende Feuergarbe in Flammen gesetzt sei. Gewaltig rollte zugleich der Donner, als sollte er durch sein Krachen die Größe des göttlichen Zornes verkünden. Dann ward es wieder still, das Gewölk zerteilte sich, und bald überspannte das blaue Himmelszelt die Täler und Höhen. Wo aber sind die vier Hirtenknaben und der Bauer mit seinem Gespanne? Sie sind in Steine verwandelt worden. Und zu ewiger Warnung stehen sie dort, wo das Strafgericht Gottes sie ereilte.



Der Teufel läßt sich nicht narren.

Im Zeughause zu Glas steht ein Gewehr, dessen Bajonett zu einem Knäuel gedreht ist. Von diesem geht folgende Sage:

Vor langen Zeiten wurde um die Mitternachtsstunde regelmäßig der Posten auf dem Walle verschreckt. Man behauptete, es sei der leibhaftige Teufel. Eines Abends kam ein Soldat an die Reihe, der als Trinker und Schlemmer unter den Kameraden arg verschrien war. Er hatte bereits von dem Spuk gehört und freute sich, mit dem Teufel persönlich Bekanntschaft zu machen, da er sich durch einen Pakt Geld von ihm verschaffen könne. Um Mitternacht nahte dieser sich ihm. Der Wachtposten trat ihm furchtlos entgegen und forderte Geld, wofür er dem Teufel seine Seele übergeben wollte. Dieser aber behauptete, daß ihm seine Seele sowieso schon angehöre — er verlange die seines Kindes. Der Pakt ward geschlossen. Der Soldat verpflichtete sich, am nächsten Abend sein Kind auf den Wall zu bringen, wogegen er vom Teufel eine hohe Summe erhielt. Die folgende Nacht zog der Soldat wieder auf Wache und befahl seinem Weibe, das Kind nachzubringen. Die gute Frau, darüber erschreckt, lief sofort zu einem Offizier, dem sie dies berichtete. Der Offizier riet ihr, daß sie entweder gar nicht oder doch nur ohne ihr Kind hinausgehe. Mitternacht nahte heran, der Teufel stellte sich ein und verlangte das versprochene Kind. Der Soldat verfluchte und verwünschte seine Frau, daß sie nicht gekommen wäre.

Es ist nahe an ein Uhr — sie ist noch nicht hier. Da bringt der Teufel wütend auf den Soldaten ein, der ihm sein Gewehr als Schutzwaffe entgegenhält. Der Teufel jedoch biegt das Bajonett zu einem runden Knäuel um. Am andern Morgen fand man den Soldaten im Wallgraben liegen mit umgedrehtem Genicke, das Gesicht nach hinten gekehrt. Er hatte noch so viel Leben, daß er den Sachverhalt in abgerissenen Sätzen erzählen konnte.



Die Pestlinde in Nowag.

In der Mitte des Dorfes Nowag bei Meiße liegt der sogenannte Zienergarten. In diesem Garten stand bis vor einiger Zeit eine mächtige Linde, die allgemein die „Pestlinde“ geheißen wurde. Einmal kam ein Mann in das Dorf, welcher die Pest in den hohlen Baum verbannte. Es dauerte aber nicht lange, so kam er wieder, stieg in den Baum hinein, brachte ein großes schwarzes Tuch heraus, welches die Pest war, und flog mit demselben über das Dorf hinweg. Da starben alle Leute, die es in Nowag gab, nur der Totengräber und ein Bauernknecht blieben noch am Leben. Der fremde Mann aber hatte prophezeit, daß nur ein einziger werde am Leben bleiben. Eines Nachts lag der Bauernknecht noch lange munter und dachte darüber nach, daß er gewiß noch an die Reihe kommen werde. Da auf einmal poltert's im Hause. Voll Schrecken steht er auf und sieht,

daß der Totengräber von der Bodentreppe gefallen ist und seinen Geist aushaucht. So blieb er lange Zeit ganz allein im Dorfe, bis sich nach und nach wieder andere ansiedelten.



Der Teufel als Erbauer der Kirche von Einsiedel.

n Einsiedel sollte ein Gotteshaus erbaut werden. Das Werk war zur Hälfte fertig — auf einmal waren alle Mittel zum Weiterbau versiegt. Die Bewohner des Ortes kamen in die peinlichste Verlegenheit; denn aus der ganzen weiten Umgegend pilgerten fromme Christen zum Gnadenbilde „Maria Hilf“ nach Einsiedel. Der Ort hätte also, falls die Kirche nicht ausgebaut würde, eine große Einbuße erlitten, indem dann viele Pilger zurückgeblieben wären. Da kommt eines Tages ein Pilger in härenem Gewande zum Pfarrer, verspricht, die Kirche in denkbar kürzester Zeit zu vollenden, wenn er ihm immer den zehnten Menschen versprache, der bei der Einweihung des Gotteshauses in die Kirche einginge. Der Seelsorger verspricht's, und in einigen Tagen steht der Bau vollendet da. Die Weihe des Hauses wird unter den feierlichsten Zeremonien vorgenommen. Nun beginnt die Zählung. Der Geistliche mit dem unbekannten Baumeister stehen an der Pforte und lassen die Kirchfinder hineinpasseiren. Als neun Seelen eingezogen sind, stellt sich auf einmal der Priester als zehnter mit geweihtem Krucifix in die Thür. Da weicht der unheimliche Erbauer zurück. Im Nu aber reißt

sich der Geistliche die geweihte Stola vom Halse und wirft sie jenem über. Da wird sie zur Kette — die Menschengestalt weicht: man sieht den leibhaftigen Teufel mit Hörnern und Pferdefuß angeschlossen, wie er sich windet, Rauch und Feuer speit und einen pestilenzialischen Höllengestank verbreitet. Dort in Einsiedel soll er noch heute in einer finsternen Kammer der Kirche hinter eiserner Tür angeschmiedet liegen. Alle drei Jahre einmal können ihn die Pilger offen sehen.



Der Untergang der „Hunstadt“ im Moosebruche bei Reihwiesen.

Bei dem Dorfe Reihwiesen im Altvatergebirge breitet sich die ansehnliche Hochfläche des Moosebruchs aus. Man sagt, daß er früher ganz bewachsen gewesen war. Zwei Teiche liegen auf dem weiten Torfmoore, dessen Boden unter den Füßen zittert und schwärzliches Wasser bei jedem Schritte hervorquellen läßt. Der große Teich hat die Gestalt eines Dreiecks, der kleinere hingegen ist rund.

An der Stelle des großen Teiches soll einst eine bedeutende Stadt gestanden haben, Hunstadt genannt. In diese kamen auch einst die mährischen Apostel Cyrillus und Methodius, um die Bewohner vom Heidentum zum Christentum zu bekehren. Diese jedoch jagten die heilbringenden Männer unter Hohn und Spott und Qual zu den Toren hinaus. Die Vertriebenen beteten für ihre Feinde,

riefen aber auch einen dreimaligen Fluch über das ruchlose Volk der Stadt aus. Sogleich entstand ein furchtbarer Donner, und die Stadt samt ihren sündenbeladenen Bewohnern versank vor ihren Augen, und an der Stelle, wo die Stadt gestanden hatte, bildete sich ein See.

Dort, wo jetzt der kleine Teich zu sehen ist, soll einst eine Kirche gestanden haben, die zu einem in der Nähe von Hunstadt gelegenen Dorfe gehört haben soll. Noch jetzt wollen bei hellem Sonnenscheine die Umwohner in den beiden Moosbruchteichen Mauern und Turmspitzen sehen. Auch große Fische von schwarzer Farbe und seltener Gestalt halten sich dort auf, sowie andre Wundertiere, die aus der Ostsee, mit welcher der Moosbruch zusammenhängen soll, dorthin kommen. Man hört in dem größeren der beiden Teiche oft ein schreckliches Getöse und glaubt, daß einmal das Wasser mit ungeheurer Kraft aus dem Becken treten und die Gegend ringsum überfluten werde.



Jungfrau, Fisch und Bär.

on dem reizend gelegenen Bergstädtchen Zobten aus gelangt man am bequemsten auf dem Hauptbergwege nach dem Gipfel des Zobtenberges. Auf der an der Waldkapelle beginnenden Lärchenallee erreicht man nach etwa dreiviertel Stunden den Leuchtscherbelplan. Nach einer weiteren Viertelstunde kommt man zum Kreuz-

stein, einem alten Grenzstein, der das herzogliche Gebiet des Zobten vom klösterlichen schied. Nach kurzer Rast steigt man auf dem Hauptbergwege weiter. Etwa fünf Minuten ist man gewandert, da steht man links die Reste eines uralten Steinwalles und rechts unter einem festgefügtten Dache zwei gar seltsame Steinbilder: Eine Figur, die man als Bären deuten kann und eine andre, die die Sage als Jungfrau mit dem Fisch bezeichnet.

Von diesen beiden Steinbildern erzählt man sich folgendes: Am Anfange des 12. Jahrhunderts hatte der edle Landeshauptmann von Schlesien, Peter Wlast, auf dem Gipfel des Zobtenberges eine Burg erbaut, in der er mit seiner Gattin Maria und seinen Kindern ein überaus glückliches Familienleben führte. Oft schaute er von dem Berge hernieder in das Schlesielerland, dem seine ganze Sorge galt. Siebenundsiebzig Kirchen hatte er in diesem schönen Lande zum Ruhme Gottes und zum Segen der Bewohner erbaut. Hier auf dem Berge hatte er auch ein Kloster errichtet, von dem aus die frommen Mönche ins Schlesielerland zogen, um die damals noch heidnischen Slawen christlich und deutsch zu machen.

Damals machten noch Bären und Wölfe die ganze Gegend unsicher. Durch seine Diener nun ließ er etliche Bären fangen und zähmen. Ihre Wohnung war ein großer, mit Eisenstäben gesicherter Zwinger in der Nähe der Burg. Mit den Bären spielten Peters Kinder gern. Auch der Gräfin bereiteten sie viel Kurzweil. Insbesondere ein Bär war der Liebling der Gräfin Maria. Da er gerne Fische fraß, ließ sie ihm durch ihr Dienstmädchen Gertrud regelmäßig diese Lieblingsspeise aus dem nahen Zobten holen.

Ofters ging der Bär dem Mädchen entgegen und trug ihm dann den Korb bis auf den Berg. Einmal nun hatte sich Gertrud mit



Freundinnen in Zöbten verplaudert und blieb gar zu lange mit der kostbaren Speise aus. Ungeduldig wartete der Bär etwa auf der halben Höhe des Berges auf das Mädchen. Endlich kam die lang Erwartete langsam zwischen den hohen Fichten des Bergwaldes daher. Zu ihrem Unglück narrete sie den Bären, indem sie ihm einen Fisch entgegenhielt und ihn bald wieder entzog.

Da wurde der Bär grimmig. Seine alte Wildheit kehrte zurück. Er warf sich auf das Mädchen. Dieses wehrte sich, indem es den Bär mit einer langen Nadel ins Auge stach. Nun umklammerte der erhobte Bär das Mädchen mit seinen gewaltigen Fägen, schlug es zu Boden und erdrückte es. Auch der Bär verendete in kurzer Zeit.

Die Gräfin wunderte sich, daß weder das Mädchen noch der Bär zurückkehrte. Sie schickte besorgt Boten aus, und diese fanden die Jungfrau mit den Fischen und dem Bär tot am Boden liegen.

An der Stelle, wo die Diener die Leichen der Jungfrau und des Bären gefunden hatten, ließ die Gräfin Maria bald die Steinbilder meißeln, die noch heute die Aufmerksamkeit aller Zöbtenwanderer erregen.

*

Auswanderung der Herrlein vom Zobten.

Hans Wenzel fuhr mit leichtem Gespann
Hinan den steinigen Berg.
Da spricht ihn ein Männlein, drei Zoll hoch, an:
„D tue ein menschliches Werk!
Du willst nach dem Zobten. — So eben ich
Und diese winzige Schar.
D lade uns auf! Es ist für dich
Ja Kleinigkeit fürwahr.“

Da ruft der Bauer flegelhaft:
„Marsch fort! Das wäre mir recht!“
Und greift nach seinem Peitschenschaft:
„Du kleiner Teufelsknecht!“ —
Doch schnipp, schnapp, schnurr und eins, zwei, drei
Verschwand das Herrchen ins Gras.
Der grobe Wenzel fährt hurtig vorbei,
Vielleicht gereut ihn das.

Da kommt ein andrer, ein armer Gesell,
Der hat dasselbige Ziel,
Doch fährt er nur ein Karrengestell,
Worauf des Raumes nicht viel.
Auch diesen bittet der däumliche Zwerg:
„Nimm mich und die Meinigen auf,
Bring mich und die Meinigen über den Berg
Und bis zum Zobten hinauf!“

Der Kärner entgegnet: „Warum denn nicht?“
Das Völkchen bequemt sich und lacht,
Und bis zum andern Sonnenlicht
Hat es die Reise vollbracht.
Hoch auf dem Gipfel steigen sie aus:
„Schön' Dank, gefälliger Mann!
Doch eh' ihr umkehrt wieder nach Haus,
So haltet ein Stündchen noch an!“

Nun trippeln sie hin und trippeln sie her
Nach Blättern und dürrem Gesträuch:
„Wir dürstigen Bürschen besitzen nicht mehr,
Nehmt hin, das bieten wir Euch!“
Sie drücken zum Abschied ihm alle die Hand.
Er ladet das Laub auf den Schub,
Und wie er zur Abfahrt gefertigt stand,
Den Karren er kaum erhub. — —

Wie leuchten ihm die Blätter so fein!
„Postausend, was glitzert so hold?
Ich nahm die Herrchen zum Scherze nur ein,
Sie zahlen im Ernste mit Gold.“

*



Die Geister des Zobtenberges.

vor mehr als zwei Jahrhunderten lebte im Dörflein Schönburg ein gar frommer und erleuchteter Mann, Johannes Beer, gebürtig aus Schweidnitz. Der schien zwar einfältig vor der Welt; denn er verachtete ihren Hochmut und gelehrten Kram und hatte Geld und Ehre im Stiche gelassen, um in stiller, beschaulicher Einsamkeit der unbekannten Weisheit nachzuforschen. Aber hier war ihm große Einsicht und Gewalt zuteil geworden, also, daß es ihm verstattet war, in die Gräfte der Berge einzugehen, des verschlossenen Gutes sich zu bemächtigen und den Geistern zu predigen. Doch ihm genügte mit dieser Wissenschaft nicht, und er sehnte sich, immer tiefer in die Geheimnisse einzudringen.

Deshalb gedachte er, in einer dunklen Höhle des nachbarlichen Zobtenberges, der zu den Zeiten der abgöttischen Heiden der Berg des Schweigens genannt war, seinen Wohnplatz zu nehmen und dort nach der Weise der Einsamen des Morgenlandes seinen Forschungen ungestört nachzuhängen.

Wie er nun eines Tages an dem Fuß desselben umherschlich, gelangte er unversehens in eine große Höhle, die unabsehblich tief in den Berg hineinging. Kaum war er aber etliche Schritte darin, als ihm ein heftiger Wind entgegenkam und ein gewaltiges Brausen in der Tiefe sich hören ließ, daß ihn Schauer und Entsetzen ergriff. Er merkte hieran, daß eine wunderbare Macht diese Höhle bewache und

ging heraus, um sich noch eine Zeitlang durch Beschauung und Gebet zu seinem Vorhaben zu rüsten.

Nach Verlauf dieser Zeit trat er seinen Weg von neuem an und gelangte abermals an den Eingang der Höhle. Zwischen steinernen Wänden, wo die Fahrt bald hoch, bald niedrig, bald weit, bald eng ward, zog sich ein Gang kreuzweise herum, der zuletzt in einen ebenen und geraden Gang endete. Alles war still und öde; selbst seinen Fußtritt hörte der fromme Mann nicht. Kein Wind blies ihm entgegen. Aber von ferne schimmerte ihm ein seltsames Licht. Jetzt wendete sich der Gang, und auf einmal stand der Wanderer an einer hohen Thür, aus der durch eine runde Glasscheibe das schaurige Licht schimmerte. Mutig klopfte der Wundermann an die Thür, und als er das dritte-mal anschlug, da rasselten die Flügel auseinander. Und siehe! Da saßen an einem runden Tisch drei lange, magere Männer in schwarzen Gewändern, auf den Köpfen Hüte, wie sie vor uralten Zeiten in Brauch waren. Mit ihren hohlen Augen starrten sie einer den andern unverwandt an und zitterten; aber des Fremdlings schienen sie nicht zu achten. Vor ihnen lag auf dem Tische ein großes Buch, in schwarzem Samt mit goldnen Buckeln beschlagen. Ein mattes Flämmchen schwebte in der Mitte der Gruft. Mit unerschrockenem Sinne schreitet unser Gottesmann über die Schwelle, steht stille und spricht: „Friede sei mit euch!“ Und die Männer antworten mit hohlen Stimmen: „Hier ist kein Friede!“ „Zum andern Mal sprach er: „Friede sei mit euch im Namen des Herrn!“ Sie zitterten und sprachen mit schwächerer Stimme: „Hier ist kein Friede!“ Und als er näher an den Tisch trat und zum dritten Male den Gruß aussprach, da verstummten sie.

Lange herrschte ein totes Schweigen. Da erhob sich einer der

Männer, nahm das große Buch und legte es dem Fremdlinge vor. Es hatte zum Titel die Worte: Das Buch des Gehorsams. „Wem gehorchet ihr?“ fragte der Wundermann. Sie antworteten nicht. „Wer seid ihr?“ — „Wir kennen uns nicht.“ — „Was macht ihr an diesem Orte?“ — „Wir harren des großen Gerichts.“ — „Ist es noch fern?“ — „Wir wissen's nicht.“ — „Was habt ihr begangen?“ — „Sieh dort zu!“

Damit zeigten sie auf einen Vorhang, der in der Tiefe der Gruft hing. Kühn nahte sich der Fremdling und zog den Vorhang auseinander. Weh! Da lagen Totenschädel und Gebeine hoch aufgetürmt, und drüber und drunter Waffen und Geschmeide und viele Tonnen mit Gold und Schätzen. Und die Männer zitterten.

„Nimm diese Schätze mit dir“, sprach der eine, so sind wir erlöst.“ — „Ich nehme sie nicht“, versetzte der Gottesmann. — „Nimm die Hälfte mit dir“, sprach der andre, „so sind wir erlöst.“ — „Ich nehme sie nicht“, beharrte jener. — „Rühre sie an!“ rief der dritte, „so sind wir selig.“ — Aber der Fremdling sprach mit festem Sinn: „Ich rühre sie nicht an.“ — „Ihr Geister! Was sagt das Buch?“ sprach der eine. — Und ein andrer schlug das schwarze Buch auf und las also: „Die letzten Geister des Berges sollen erlöst sein, wenn ein Bösewicht ihren Schatz ganz und ungeteilt hebt oder ein frommer Mann ihn verschmäh.“

Und plötzlich fuhr ein saufender Wind durch die Höhle, und eine gräßliche Schlucht spaltete sich hinter dem Vorhange, durch die der Sturm die ganzen Schätze davonsführte. Wo er hinausgefahren war, da stürzte der Fels zusammen, und ein finstres Gesträuch ward zum Wahrzeichen, daß hier der böse Geist ausgefahren war. Der Gottesmann aber befand sich unter freiem Himmel fern vom Berge, über

dem ein lichter Schein aufging, wie wenn die Morgensonne herüberstrahlte. Es war Nacht, und die silberne Mondsichel leuchtete ihm auf seinem Wege in die friedliche Hütte. —

Wenn man von der Abendseite her an den Fuß des Zobten kommt und sich dann gegen Mitternacht zu wendet, trifft man noch heute auf ein dichtes, verschlungenes Gesträuch, das sich einen großen Fleck am Berge hinanlehnt. Soweit man hinblicken kann, sieht man Molche und Nattern umherschleichen, und ein Modergeruch wie aus lang verschlossenen Grüften scheucht den Vorwichtigen zurück. Neun Schritte umher wächst kein Gras, und kein Vogel mag in dem Gesträuche nisten. Drohend hängt ein bemooster Felsklumpen drüber her. Das ist die Stelle, an der die seltsame Begebenheit geschah.



Der goldene Ziegel.

er kluge Mann baut vor.“ Als in Rankau der Kirchturm gebaut wurde, war dort gute Zeit. Weise Männer der Gemeinde gaben den Rat: „Laßt uns einen goldnen Ziegel in die Mauer einfügen.

Schlimme Zeiten werden kommen, Krieg und andre Plagen stürzen einmal die nachkommenden Geschlechter ins Elend.

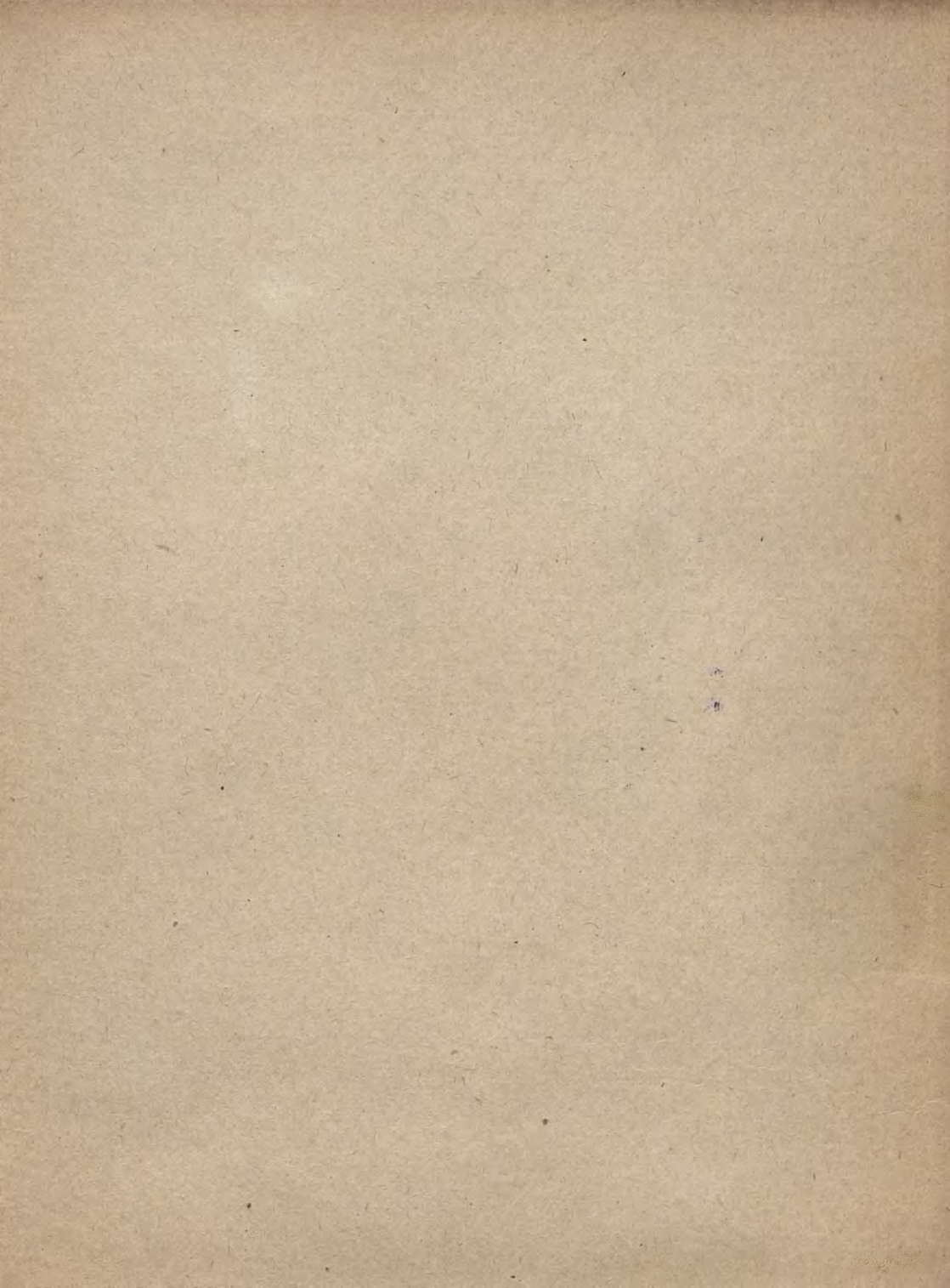
Die Kirche mag in Trümmer fallen. Dann sollen die verarmten Menschen den goldnen Ziegel finden.“

Der Rat fand Beifall, und so wurde ein goldner Ziegel in den Turm hineingemauert.



22.3.44		
-5.4.44.		
12.4.44		
22.4.44.		
-9.5.44.		
30.5.44		
21.6.44		
12.7.44		
29.7.44.		
29.8.44.		

Nr. 15c.



Biblioteka Śląska w Katowicach

Id: 0030000138089



II 556691

SC